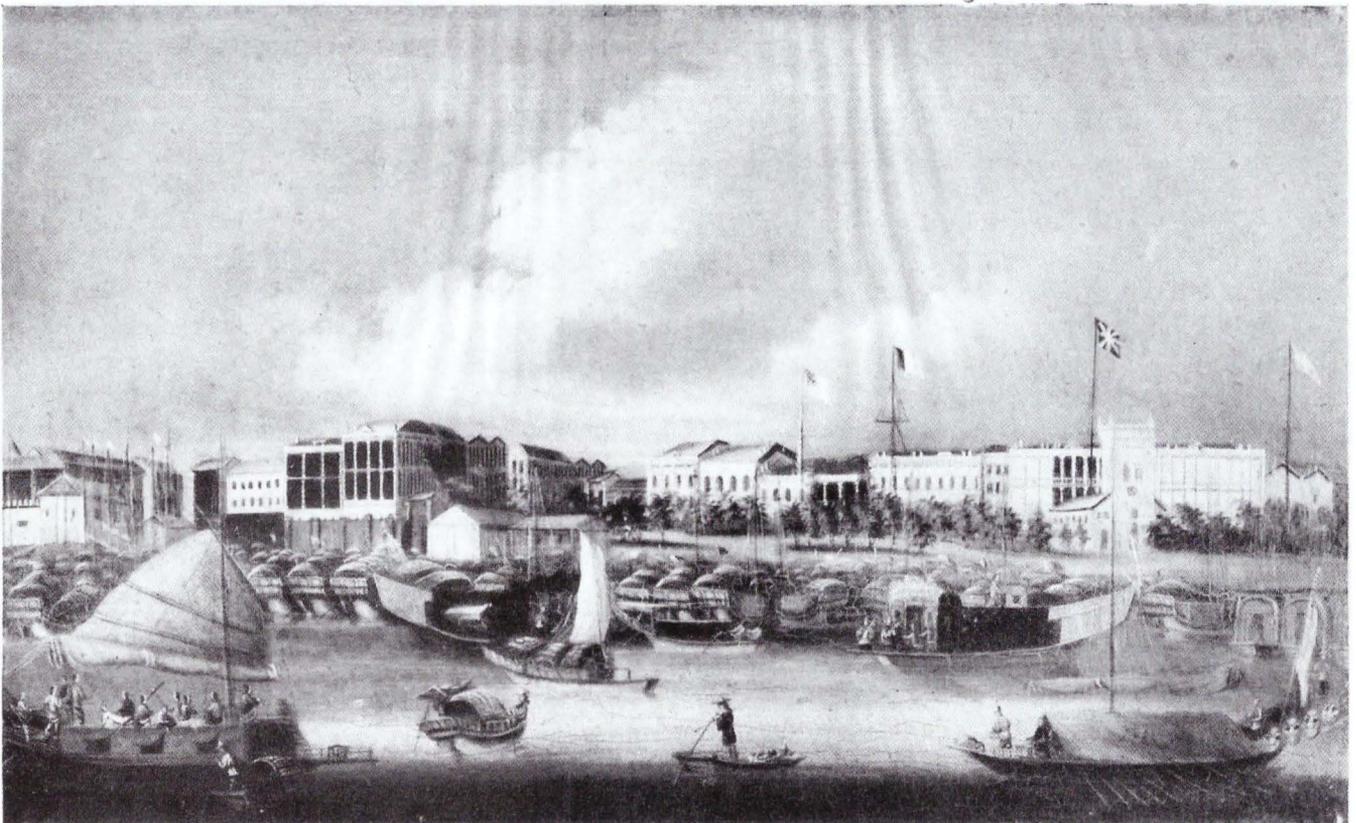


StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.



THE FOREIGN FACTORIES AT CANTON, ABOUT 1835
(The Collection of David Minlore, Esq.) *Believed to be by a Chinese pupil of Chintery.*

StuDeO – INFO



September 2007

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)**

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten:

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31
Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Franz T. Geyling – to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOS erscheinen dreimal pro Jahr.

Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – „Die ausländischen Fabriken in Canton, um 1835“, vermutlich von einem chinesischen Schüler von George Chinnery (1774-1852), einem englischen Landschafts- und Portraitmaler, der von 1825 an in China lebte. Aus der Sammlung David Minlore. Quelle: O. M. Green: The Foreigner in China, London 1942, unpaginiert nach S. 62.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle

Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN

Elke Meller

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

Zum Titelbild

Zur Geschichte des westeuropäischen Handels mit China bis zum Opiumkrieg 1. Teil

Georg-Ludwig Heise

Schon in der Antike bestanden auf dem Landweg Handelsverbindungen zwischen China und Europa, und es ist überliefert, daß in Rom im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Seide aus China „in Gold aufgewogen“ wurde. Die Handelsverbindung über die Seidenstraße im frühen Mittelalter ist hinlänglich bekannt. Diese Kontakte über Innerasien fanden aber im 13. und 14. Jahrhundert weitgehend ihr Ende, als neue Reiche und neue Herrscher unter dem Zeichen des Islam in dem Raum auftraten und die Landwege unterbrachen.

Ganz hörte die Verbindung jedoch nicht auf, denn seitens Chinas wurde unter der Yuan (Mongolen)-Dynastie (1280-1368) und den Ming-Herrschern (1368-1644) bis in das 17. Jahrhundert hinein eine lose Seeverbindung bis nach Arabien – und damit bis in den Mittelmeerraum – aufrechterhalten.

Umgekehrt erschienen um 1500 die ersten westlichen Seefahrer unbekannter Herkunft an der Südküste Chinas. Der erste nachweisliche Kontakt mit dem Westen wurde durch einen Seefahrer aus dem bereits unter portugiesischer Herrschaft stehenden Malacca namens Rafael Perestrello hergestellt, der China 1516 auf einer Dschunke erreichte.

Die Haltung der chinesischen Behörden gegenüber diesen „rauhem“ Seefahrern aus dem Okzident war ambivalent. So wurden etwa die Portugiesen 1537 zwar aus Guangzhou (Canton) verbannt, erhielten aber die Genehmigung, sich in Aomen (Macao) gegen eine jährliche Pacht von etwa 1.000 Taels niederzulassen. Zeitlich folgten den Portugiesen die Spanier aus „ihren“ Philippinen, von wo bereits alte Handelsverbindungen nach Fujian bestanden. Ab 1604 etablierten sich die Holländer in Taiwan (Formosa), von wo aus sie versuchten, auch das Festland zum Zwecke des Handels friedlich, aber auch kriegerisch, zu erreichen. Sie wurden jedoch 1662 aus Taiwan und den Penghu-Inseln (Pescadores) vertrieben. Auch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war ab 1717 an der chinesischen Küste vertreten, als Schiffe der Ostindischen Kompanie Kaiser Karls VI. aus den österreichischen Niederlanden nach Guangzhou segelten, gefolgt von preußischen Schiffen unter

der Flagge der Asiatischen Handelsgesellschaft aus (dem damals preußischen) Emden. Hinzu kamen sporadische Kontakte zu Schiff aus den Hansestädten, aus Dänemark usw.

Alle hier chronologisch nach ihrem Erscheinen an der chinesischen Küste angeführten Seefahrer aus Europa waren auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts weiterhin um den Handel bemüht. Doch hatten sich bis dahin die Schwergewichte in den Beziehungen und Handelsverbindungen verändert und waren von britischer Dominanz gekennzeichnet.

Die Engländer waren erstmals 1637 erschienen. Sie wurden als potentielle Konkurrenten zwar zunächst von den Portugiesen in Macao an einer dauerhaften Niederlassung gehindert, erhielten aber interessanterweise von den chinesischen Behörden in Guangzhou die Genehmigung, Handel zu treiben. Ab 1644 veränderte sich mit der Übernahme der Regierung in Peking durch die Qing (Mandschu)-Dynastie das Szenario schrittweise. Die „Weltoffenheit“ der Yuan- und Ming-Kaiser wurde von einer Politik der Abschottung des Reiches abgelöst, die zwar nicht abrupt einsetzte, aber doch konsequent durchgeführt wurde.

1757 wurde mit kaiserlichem Edikt Guangzhou (Aomen war „verpachtet“) als einziger Außenhandelshafen des Reiches der Mitte bestätigt. Die wachsenden Spannungen zwischen „Barbaren“ und Einheimischen in Guangzhou durch gegenseitiges Mißverstehen, verbunden mit Seemannskrawallen im Hafen, ergaben schon im 17. und 18. Jahrhundert sehr schnell einen vorgeblich gerechtfertigten Grund, durch strikte Vorschriften den ausländischen „Infektionsherd“ einzudämmen und einer Kontrolle zu unterwerfen.

Es traten weitere Verschärfungen der bereits früher mit den zuständigen Ladungsaufsehern der British East India Company ausgehandelten Regelungen für den Verkehr zwischen Ausländern (Engländern) und den einheimischen Behörden in Kraft, und zum Leidwesen der Handeltreibenden wurden auch immer neue Zölle und Abgaben eingeführt.

Die Literatur über den Handel innerhalb des „offenen“ Hafens, die Rechtfertigung und die Kritik daran, enthält die emotionsgeladenen Schilderungen aller Maßnahmen und Gegenmaßnahmen der Handelspartner bis zur parteiischen und subjektiven Beurteilung des daraus zwangsläufig ent-

standenen „Opiumkrieges“. Die folgende Schilderung der Handelsgewohnheiten soll zu einer objektiven Analyse der Entwicklung im 19. Jahrhundert beitragen, die mit dem Opiumkrieg so tragisch für China endete.

Die „Hongs“ in Guangzhou (Canton) als einzige „Abwicklungsstelle“ aller Außenhandelsaktivitäten

Die Zentralisierung des Chinahandels im 19. Jahrhunderts ist in der Literatur als „Co-hong“-System bekannt. Das chinesische Wort „Hang“ („Hong“) bedeutet soviel wie Firma oder Betrieb. Im frühen 18. Jahrhundert wird der Begriff „Hong“ durch Voransetzung des Wortes „Co“ (chin.: „gong“) ergänzt, was staatlich, öffentlich und/oder gemeinschaftlich heißt. Somit ist nicht nur von einzelnen Firmen die Rede, sondern von einem Kaufmannsgildensystem. Bereits 1702 wurde von den chinesischen Behörden ein „kaiserlicher Kaufmann“ („emperor’s merchant“) eingesetzt, über den der gesamte Außenhandel abzuwickeln war.¹



Straße in Canton, etwa um 1900. Bezeichnend die frühe Pflasterung. Quelle: Joseph Lauterer: China. Das Reich der Mitte einst und jetzt, Leipzig 1910, S. 223

Dieser in der westlichen Literatur allgemein als „Hoppo“ bezeichnete Beamte (das Wort „Hoppo“ – Behörde für Steuereinnahmen – ist wahrscheinlich aus dem kantonesischen Dialekt phonetisch

entstanden, hochchinesisch: „Hu-bu“) war der offizielle Leiter des Seezollamtes in Guangzhou.²

Das Handelsprivileg des „emperor’s merchant“ wurde in den folgenden Jahren gegen entsprechende Abgaben auf zehn (später dreizehn) konzessionierte Kaufleute ausgedehnt. Diese, vom „Hoppo“ ernannt, waren ab 1720 für die gesamte Abwicklung des chinesischen Außenhandels zuständig und nahmen als Gilde eine dementsprechende Monopolstellung ein.

Während langer Perioden des 18. Jahrhunderts gab es Bestrebungen, das Monopol der dreizehn Kaufleute zu verändern. Da waren die britischen Versuche, den Handel aus Guangzhou an andere Küstenorte zu verlegen, da gab es Zahlungsschwierigkeiten durch Pleiten unter den privilegierten Kaufleuten, ja, das System wurde sogar zeitweilig aufgehoben, und erst 1782 war es endgültig etabliert.

Über das „Co-hong“-System in Guangzhou finden sich in der Literatur noch weitere Ansichten. Sie reichen von einer chinesischen Reaktion auf die Behandlung (Kasernierung) chinesischer Handelsleute in Manila durch die spanische Kolonialverwaltung über einen berechtigten Selbstschutz der chinesischen Seite gegen das aggressive Gebaren westlicher Handeltreibender bis hin zur Feststellung, daß der Zweck darin läge, möglichst viel an den unerwünschten „Barbaren“ zu verdienen, sie sich aber im übrigen vom Leibe zu halten. Die Vorschriften der chinesischen Hafenbehörden in Guangzhou hatten nicht nur den Zweck, im Verkehr mit den „Barbaren“ möglichst viel zu verdienen, sondern auch ihren Zugang nach China zu verhindern.³ Alle Dekrete scheinen aber nach dem Grundsatz aufgesetzt gewesen zu sein, „wie weit kann man den Bogen spannen“, denn sie haben die Handelsbeziehungen zwischen China und dem westlichen Ausland letztlich niemals wesentlich beeinträchtigt.

¹ Siehe dazu Chong Su See: The Foreign Trade of China, New York 1919, Kapitel IV, S. 52 – 64: “Apparently sensible to the need of competent machinery to regulate foreign trade, the authorities at Canton appointed in 1702, the Emperor’s merchant, through whom all foreigners must buy and sell.” Desgleichen bei H. B. Morse: The Foreign Relations of the Chinese Empire, London 1910-1918.

² Jonathan D. Spence: The Search for Modern China, New York 1991, S. 796.

³ A. v. Hänisch: Jepsen & Co, Hongkong. China-Handel im Wechsel der Zeiten. 1895-1945, S. 17.

Bereits 1754 waren von chinesischer Seite die „Hong“-Kaufleute zu „security merchants“ ernannt worden, die für die Sicherheit der Fremden zu bürgen, aber auch dafür zu sorgen hatten, daß diese keinen Kontakt zur Bevölkerung bekamen und daß etwaige innereuropäische Konflikte nicht von den betreffenden Schiffsbesatzungen im Hafen von Guangzhou ausgetragen wurden. Ohne diese Sicherheitskaufleute und ohne ihre Genehmigungen war kein Handel möglich.

Da die „Hong“-Kaufleute auch für die Verproviantierung „ihrer“ im Hafen liegenden Schiffe Sorge tragen mußten, hatte etwa ab Ende des 18. Jahrhunderts jedes Guangzhou anlaufende Schiff seinen zuständigen Sicherheitskaufmann, was nicht bedeutet, daß der Außenhandel nach Ländern aufgeteilt war, denn je nach Warenangebot wurde jedes Schiff akzeptiert.

Das Privileg, Außenhandel zu treiben, war für die Mitglieder der Gilde ein zweischneidiges Schwert.

Die von H. B. Morse getroffene Feststellung: „the Co-hong was the ‘milker’ of the foreign trade“ wird von ihm selber dahingehend eingeschränkt, daß nicht nur die an Behörden abzuführenden erheblichen Summen verhinderten, daß „die Bäume in den Himmel wuchsen“, sondern auch die Tatsache, daß die Gildenmitglieder für „ihre“ Ausländer haften mußten und oftmals deswegen zur Kasse gebeten wurden.

Den chinesischen Monopolkaufleuten in der Gilde standen die europäischen Handelsgesellschaften – die Ostindienkompanien – gegenüber, die aufgrund ihrer vom jeweiligen Herrscher erteilten Handelsprivilegien im eigenen Land eine Monopolstellung im Chinahandel einnahmen. Auch der chinesische Handelspartner sah sich daher Kaufleuten gegenüber, die auf Rechnung mächtiger Gesellschaften handelten, dementsprechend auftraten und ihren Wünschen Nachdruck verleihen konnten. Monopol gegen Monopol!

Zu Fritz Sommers Lebenserinnerungen

Wilhelm Matzat

In den StuDeO-Heften des vergangenen Jahres¹ wurden einige Teile aus den interessanten Erinnerungen der Familie Sommer wiedergegeben, die bis 1919 in Tientsin lebte. Der (bereits verstorbene) Autor, Fritz Sommer, wurde 1907 in Tientsin geboren, verließ also zwölfjährig China. Vieles von dem Erzählten beruht deswegen nicht auf eigenem Erleben, seine Eltern werden diese Geschichten später ihren vier Söhnen tradiert haben. Die Darstellung ist flott geschrieben, läßt sich gut lesen, bringt viele Anekdoten und schildert eindrucksvoll den Alltag einer reichen, künstlerisch gebildeten Kaufmannsfamilie im halbkolonialen China vor 1914.

Nun ist es beinahe eine Regel, daß Familiengeschichten auch Legenden enthalten. Dem Autor ist dies bewußt, und so formuliert er elegant: „Wenn sich vielleicht Dichtung an die Wahrheit drängelt, weise ich deutlich darauf hin durch ein eingeklammertes G (wie „Goethe“). ‚Dichtung‘ ist nicht gleichzusetzen mit ‚Erfindung‘, eher mit verschwommener Wahrheit.“

Tatsächlich enthält seine Darstellung einige „verschwommene Wahrheiten“. Häufige Erwähnung

findet Constantin von Hanneken, mit dem die Familie Sommer eng befreundet und später auch geschäftlich liiert war. Dieser Offizier kam 1879 nach China und war bis 1887 militärischer Berater des Generalgouverneurs Li Hongzhang, kehrt dann nach Deutschland zurück, kommt aber 1894 wieder nach China und war 1894-1895 aktiv als „chinesischer General“ im chinesisch-japanischen Krieg engagiert, wird auch schwer verwundet. Von 1895 bis 1899 hält er sich wieder in Deutschland auf und kommt 1899 zum dritten Male nach China und ist ausschließlich als Industrieller tätig. Er lebt mit seiner Familie in Tientsin, sie werden aber 1919 nach Deutschland deportiert, wie auch die Familie Sommer.

Einige Formulierungen Sommers muß man relativieren. Wenn er sagt: „Hanneken spielte damals die führende Rolle unter den in China ansässigen Europäern“, fragt man sich zunächst: Führende Rolle in was? Und dann gleich für ganz China? Ich würde den Aktions- und Wirkungsraum dieser starken Persönlichkeit auf den Raum Tientsin-Peking eingrenzen.

Zu den „verschwommenen Wahrheiten“ rechne ich die Erklärung, wie es zu dem Namen Port Arthur für den chinesischen Ort Lü Shun gekommen sein soll. In den 1880er Jahren begann die chinesische

¹ StuDeO-INFOs April 2006, S. 6-9; September 2006, S. 10-14; Dezember 2006, S. 14-17

Regierung in Nordchina Küstenbefestigungen anzulegen, da man fürchtete, ein Angriff Rußlands könnte bevorstehen. Im Jahre 1880 wurde deswegen Hanneken nach Lü Shun geschickt, wo es eine hinreichend große Bucht gab, mit enger Zufahrt und einem kleinen Fischerdorf. Den Auftrag, für diesen Standort Befestigungsanlagen und einen modernen Kriegshafen zu bauen, hat er dann in jahrelanger mühseliger Arbeit ausgeführt. Er hat aber nicht, wie Sommer behauptet, diesen Ort gefunden, er kannte die Bucht gar nicht, sondern wurde von Li Hongzhang dorthin gesandt. Den Namen Port Arthur erklärt Sommer so, ich zitiere: „Hanneken beschäftigte [in Lü Shun] einen jungen amerikanischen Architekten namens Arthur, der ihm bei Detailarbeiten assistierte und die dieser dann mit seinem Namen ‚Arthur‘ abzeichnete. Das später berühmt gewordene Port Arthur mußte eigentlich Port Hanneken heißen.“ Als dieser 1880 dort hinkam, hieß dieser Ort bei den Engländern aber schon seit 1860 Port Arthur! Während des 2. Opiumkrieges hatte eine britische Fregatte unter der Leitung des Leutnants zur See William C. Arthur im August 1860 eine Havarie und konnte gerade noch die Bucht von Lü Shun erreichen, wo man das Schiff in Ruhe zu reparieren im Stande war. Als Admiral Seymour von diesem Ereignis erfuhr, schlug er vor, die Bucht Port Arthur zu nennen. Sommer nennt diesen Platz „das heutige Daischo“. Soviel ich weiß, gibt es diesen Ortsnamen nicht. Die Japaner nannten den Ort Ryojun. Der folgende Satz Sommers enthält zwei falsche Mitteilungen. Sommer schreibt: „Als Dank [für seine militärischen Dienste im Krieg gegen Japan 1894] erhielt Hanneken von der chinesischen Kaiserin eine der höchsten Auszeichnungen: die Reiterjacke [muß heißen: Reitjacke] der Mandarine und außerdem die Konzession zum Abbau von Kohle in Schantung.“ Tatsächlich wollte die Kaiserinwitwe Cixi, die Hanneken persönlich empfing, den höchsten chinesischen Orden, die gelbe Reiterjacke, verleihen, das wurde aber von Li Hongzhang hintertrieben! Eine Konzession zum Abbau von Kohle in Schantung hat Hanneken nie gehabt. 1899 war er zum dritten Male nach Tientsin zurückgekehrt, um sich industriellen Aufgaben zu widmen, das heißt konkret: er betätigte sich in der Entwicklung des Kohlebergbaus in der Provinz Hebei. Die diesbezügliche Darstellung bei Sommer ist nun so formuliert, daß man meint, Hanneken habe eine Bergbaugesellschaft gegründet, Konzessionen erworben, Schächte abgeteuft usw. Die Sachlage war jedoch so, daß er in die von einem Chinesen gegründete und bereits existierende Ching Hsing Mining Company als Teilhaber ein-

stieg. Als kaufmännischen Direktor konnte er seinen Freund Fritz Sommer sen. anwerben, der sich ebenfalls an den Investitionen beteiligte. Als 1906 wieder finanzielle Schwierigkeiten auftraten, kaufte Yuan Shikai die Mine, die Anteile von Hanneken und Sommer blieben aber bestehen. Dementsprechend ist Sommers Formulierung: „1917 beim Eintritt Chinas in den Krieg gegen Deutschland wurde die Mine entschädigungslos enteignet“ ungenau. Beschlagnahmt wurden nur Hannekens und Sommers Anteile, die sie jedoch 1922 bei einer Einigung mit der chinesischen Regierung zum Teil zurückerhielten.

Schmunzeln muß man auch bei Sommers Feststellung, er habe als zehnjähriger den Beginn „einer neuen Epoche der Musikgeschichte“ miterlebt. Der Violinist Fritz Kreisler hatte 1917 in Tientsin ein Konzert gegeben. Einige Chinesen seien mit dabei gewesen und hätten dann Kreisler gebeten, auch ein Konzert nur für Chinesen zu geben. Dieses zweite Konzert sei ein großer Erfolg gewesen. Und dann kommt Sommers eigenartige These: „Das war der Durchbruch der europäischen Musik in Ostasien.“ Man fragt sich verwundert, wie kann das Gequitsche von Kreislers Solovioline bei einem lokalen Ereignis in Tientsin (es gab noch kein Radio) die komplette europäische Musik nicht etwa nur den Chinesen, sondern auch allen Ostasiaten bekannt gemacht haben?

Sommers Behauptung gibt einem die Gelegenheit, daran zu erinnern, daß die Bewohner Pekings bereits seit dem 17. Jahrhundert durch die Jesuiten mit Elementen europäischer Musik bekannt gemacht wurden. Matteo Ricci, der 1601 als erster Jesuit Peking erreichte, brachte bereits ein Spinett mit, das für den kaiserlichen Hof eine Sensation darstellte. Auch die Bevölkerung Pekings hatte die Gelegenheit, mit europäischer Musik bekannt zu werden. So berichtet der Jesuit Verbiest im Jahre 1680 aus Peking: „Pater Pereira hat in dem einen Kirchturm ein Glockenspiel eingebaut, in dem anderen hat er eine Orgel aufgestellt, die Pfeifen sind aus Zinn. Es ist unglaublich, wie das Spiel auf diesen zwei Instrumenten die Massen in die Kirche lockt.“ 1710 schreibt Matteo Ripa: „Der Kaiser hat in jeder seiner Wohnungen ein Spinett stehen und läßt auf diesen seinen Frauen vorspielen.“ Die Mandschu-Kaiser des 18. Jahrhunderts ließen sich immer wieder europäische Musik der damaligen Zeit von den katholischen Priestern aufführen, und bei dieser Konzertmusik, etwa im Stile von Corelli, erklangen Spinett, Flöte, Violine, Cello, Kontrabaß.

Ich wollte mit diesen letzten skizzenhaften Hinweisen nur andeuten, daß das Thema: „China und

die europäische Musik“ komplexer ist, als gemeinhin angenommen wird.

Meine wenigen Anmerkungen können den hohen Wert dieser interessanten Erinnerungen überhaupt

nicht schmälern, und man wünscht sich noch mehr Familiengeschichten dieser Qualität für den Leser und für das Archiv des StuDeO.

Das japanische Kriegsgefangenenlager Bando 1917 bis 1920 und seine Spiegelung in dem Spielfilm „Ode an die Freude“¹

Hans-Joachim Schmidt

In einer Sonderveranstaltung wurde am 16. Mai 2007 in Hamburg die deutsche Version des japanischen Spielfilms „Ode an die Freude“ uraufgeführt. Seit dem 12. Juli 2007 war er bundesweit zu sehen.

Kriegsgefangenschaft in Japan 1914-1920

Geschichtlicher Hintergrund des Films sind Ereignisse, die neunzig Jahre zurückliegen: Es geht um die deutschen Kriegsgefangenen in Japan (1914-1920). Nach der Belagerung der Festung Tsingtau im Pachtgebiet Kiautschou gefangen genommen und zunächst provisorisch untergebracht, kamen die etwa 4.400 deutschen und 300 österreichisch-ungarischen Gefangenen ab 1915 nach und nach in neu errichtete Lager.

Deren letztes, Anfang April 1917 eröffnet, war das Lager Bando (heute zur Stadt Naruto gehörig, Präfektur Tokushima auf der Insel Shikoku). Hier wurden Gefangene aus den provisorischen Lagern in Tokushima, Marugame und Matsuyama zusammengefaßt. 1918 kamen noch weitere aus dem überbelegten Lager Kurume hinzu, womit ihre Zahl auf etwa 1.000 anstieg.

Die Gefangenschaft in Japan war, so der Historiker Gerhard Krebs, „eine etwas andere“: Es bestand keine Arbeitspflicht wie etwa in französischen, englischen oder russischen Lagern. Die Gefangenen waren vielmehr darauf angewiesen, sich innerhalb des vorgegebenen Ordnungsrahmens selbst zu beschäftigen. Hiervon machten sie regen Gebrauch: So hielten sie Fortbildungskurse, gründe-

ten Turn- und Sportvereine, führten Theaterstücke auf und gaben Konzerte, betrieben Ackerbau und Viehzucht (z. T. auf gepachtetem Gelände), errichteten lagerinterne Handwerksbetriebe, verdingten sich bei japanischen Betrieben in der Umgebung, zeigten ihre Produkte auf Ausstellungen, um nur das Wichtigste zu nennen.

Solche Aktivitäten waren in den provisorischen Lagern natürlich nur eingeschränkt möglich, und vieles hing auch von den zur Verfügung stehenden Sach- und Geldmitteln ab.

Die Rolle der Lagerkommandanten

Ausschlaggebend für die Lebensqualität in den Lagern war vor allem die Lagerleitung, d. h. die Person und die Dienstauffassung der Kommandanten. Sie konnten die Gefangenen wohlwollend gewähren lassen oder sie „an der kurzen Leine“ halten; sie konnten die Disziplinargewalt großzügig ausüben oder bürokratisch-restriktiv; sie konnten an einem guten Klima interessiert sein oder am Feindbild festhalten. Hierbei hing natürlich auch einiges von den deutschen Lagerältesten ab und von der Art und Weise, wie sie den Japanern gegenübertraten. Insgesamt war die Situation der Gefangenen vergleichsweise gut, wenngleich etwa zwischen dem Lager Kurume einerseits und den Lagern Narashino und Bando andererseits erhebliche Unterschiede bestanden.

Geradezu berühmt geworden, von den ehemaligen Gefangenen auch noch fünfzig Jahre später geschätzt und neunzig Jahre später sogar zur zentra-

¹ Literatur: Klein, Ulrike: Deutsche Kriegsgefangene in japanischem Gewahrsam 1914-1920: Ein Sonderfall. Diss. Freiburg 1993. Nakamura, Akihiko: Widergespiegelte Heimatwelten – Berge und Flüsse. Hrsg. vom Deutschen Haus der Stadt Naruto, 2003. Darin Biographie des Lagerkommandanten von Bando, Toyohisa Matsue, von Wolfgang Herbert aus dem Japanischen übersetzt.

Internetseiten: <http://www.tsingtau.info> – Hans-Joachim Schmidt: Historisch-biographisches Projekt über die Verteidiger von Tsingtau und deren Gefangenschaft in Japan. <http://homepage3.nifty.com/akagaki/> – Forschungsgruppe „Deutsche Kriegsgefangene aus Tsingtau in japanischen Internierungslagern“ (japanisch, Redakteur ist der Deutschlehrer Kiyoyuki Kosaka).

len Figur des Spielfilms „Ode an die Freude“ avanciert ist der Kommandant von Bando namens Matsue.



*Toyohisa Matsue, Lagerkommandant
in Tokushima und Bando
Quelle: Sammlung des Verfassers*

Der am 6. Juni 1873 geborene Offizier entstammte einem alten Samurai-Geschlecht aus Aizu (nördlich von Tokyo). Die Familie gehörte zum Aizu-Clan, der im Bürgerkrieg von 1868 (Boshin-Krieg) auf der „falschen“ Seite gestanden hatte und in Ungnade gefallen war. Es spricht für die soldatische und persönliche Kompetenz von Matsue, daß er trotzdem Karriere im japanischen Heer machen konnte. 1904 ging er als Adjutant des Oberbefehlshabers nach Korea, das 1910 definitiv von Japan okkupiert wurde. Welche Rolle er bei den dortigen Kämpfen und Unterdrückungsmaßnahmen spielte und ob er sich irgendwann „vom Saulus zum Paulus“ wandelte, liegt im Dunkeln.

Anfang 1914 zum Oberstleutnant befördert und im November des Jahres zum ersten Kommandanten des Lagers Tokushima ernannt, war Matsue jedenfalls von Anfang an bestrebt, seine Ermessensspielräume zugunsten der Gefangenen zu nutzen. Er hegte keinen Groll gegen sie, sondern würdigte sie als Patrioten, die nichts anderes getan hätten, als für ihr Land zu kämpfen.

Im April 1917 wurde Matsue, zum Oberst befördert, die Leitung des neu eingerichteten Lagers Bando übertragen. Nach dessen Auflösung Anfang 1920 erhielt er andere Kommandos, wurde jedoch Anfang 1922 unter Beförderung zum Generalmajor zur Disposition gestellt bzw. aus dem aktiven Dienst entlassen. Als „Aizu“-Mann, so schreibt sein Biograph, konnte er trotz hervorragender Leistungen auf der Karriereleiter nicht weiter aufsteigen. Nachdem Matsue von Ende 1922 bis Ende 1925 seiner Heimatstadt Wakamatsu in Aizu als

Bürgermeister gedient hatte, begab er sich endgültig in den Ruhestand und zog nach Tokyo zurück. Am 22. Mai 1955 ist er dort gestorben.

Bando und die „Ode an die Freude“

Die Art und Weise, wie Matsue seine Amtsgeschäfte führte, war keineswegs unumstritten. Mehr als einmal, so wird berichtet, wurde er höheren Ortes zur Rede gestellt und zu einer restriktiveren Ausübung seiner Befugnisse aufgefordert. Er jedoch blieb seiner Linie treu, auch auf die Gefahr hin, selbst gemäßregelt zu werden. Dabei ging er mit einiger Chuzpe zu Werke: Als man ihm z. B. untersagte, Bade-Ausflüge in ein nahegelegenes Gewässer zu genehmigen, ließ er die Gefangenen gleichwohl dorthin gehen mit der Begründung, sie müßten sich dort die Füße waschen. Physische Gewaltanwendung der Wachmannschaft gegenüber Gefangenen, wie sie in anderen Lagern vorkam (und von den Betroffenen später als negativste Erfahrung genannt wurde), duldete Matsue nicht. In heutiger Terminologie ausgedrückt: Er trat für die Würde des Menschen ein.

Wenn er heute, nach neunzig Jahren, in dem 2005 gedrehten Spielfilm „Bart no gakuen“ (in der Version mit deutschen Untertiteln: „Ode an die Freude“) als „Lichtgestalt“ erscheint, so ist das keineswegs übertrieben. Ohne sein Zutun wäre es möglicherweise auch nicht gelungen, am 1. Juni 1918 ein musikalisches Ereignis ersten Ranges stattfinden zu lassen: die Erstaufführung von Beethovens Neunter Sinfonie auf japanischem Boden, d.h. des Musikstückes, dessen Schlußsatz noch heute als „Japans heimliche Nationalhymne“ gilt!

Der Bando-Film verwendet viel Zeit darauf, die Genese dieses Ereignisses und die daran beteiligten Deutschen und Japaner darzustellen. In gewissem Umfang mußten dabei die historischen Fakten zugunsten dramaturgischer Notwendigkeiten und künstlerischer Freiheiten zurücktreten, wobei die Glaubwürdigkeit jedoch keineswegs gelitten hat.

Wie bei jedem Film kann man über die Machart streiten; man kann eine übermäßige Liebe zum Detail rügen oder ganz einfach „gerührt“ sein, wie es die Tochter eines ehemaligen Gefangenen dem Verfasser nach dem Besuch der Hamburger Uraufführung gestand. Die Kernbotschaft jedenfalls sollte auf allgemeine Akzeptanz stoßen: Selbst in extremen sozialen und politischen Situationen wie der Kriegsgefangenschaft können „alle Menschen Brüder werden“, wie es in Schillers Ode heißt.

Zur Frühlingszeit und Sommerfrische in Karuizawa

Aus zwei „Erzählbriefen“, verfaßt im Juni und September 1937

Ruth Eckhardt



Die Hochebene bei Karuizawa mit dem Vulkan Asama (Postkarte)

Am 28. Mai sind wir mit Sack und Pack auf einem Truck [beziehungsweise] mit dem Zug nach Karuizawa gereist. Der Truck war sehenswert. Es befand sich darauf: Bettzeug, Petroleumofen, elektrischer Ofen, Plättisen und -brett, Waschbütt, Topfstühlchen, zwei Riesenpakete mit dem Bettzeug der Amahs, Koffer mit Sommerkleidern, Koffer mit Winterkleidern, verschiedene Koffer mit Bett-, Tisch- und Küchenwäsche, Bestecken, Sofakissen und dergleichen, Kuchenformen, Kochtöpfe, eine Kiste mit Gemüse, eine Kiste mit Kolonialwaren, Brote, Kuchen, Bücher, Spielsachen und immer so weiter. – Eine Deutschlandreise auszurichten ist dagegen, d.h. am Umfang des Gepäcks gemessen, eine Kleinigkeit. – Es ist nichts kaputt gegangen, alles und auch wir sind heil und gut angekommen.

Inzwischen sind wir ganz nett eingelebt. Hier ist alles natürlich viel primitiver als in Yokohama und sicher auch, als Ihr Euch vorstellen könnt. Aber unser Häuschen ist reizend behaglich geworden. An den Wänden hängen z.B. als Schmuck die ausgeschnittenen Speisekarten von der „Potsdam“ – aber nicht, wie Ihr jetzt denkt, sondern andersrum, so daß man nur die hübschen Aquarelle deutscher Städte sieht! Das Haus ist zwar restlos verbaut, aber dafür können wir nichts. Unten hat es ein kleines Wohn- und ein Eßzimmer, verbunden durch die „altgermanische Bierstube“, wie Frau Redecker [*Ehefrau des Direktors der deutschen Oberschule in Omori und Pensionswirtin in Karuizawa*] sagt, ein undefinierbares, schmales Gelaß mit einer Holzbank, einem Tisch – hoch und schmal – und einem Wandschrank – zu nichts als zur Geschirr- oder Speisekammer verwendbar.

Oben gibt es zwei kleine Schlafzimmer. Es besitzt eine geräumige Küche, ein Amah-Zimmer, Veranda – herrlich für Dieter zum Spielen –, Bad und, was besonders zu erwähnen ist ob seiner Seltenheit und Annehmlichkeit, je ein richtiges japanisches und europäisches W.C.!!!

Wie Euch bekannt ist, liegt Karuizawa, wenn auch nicht in unmittelbarer, so doch in der Nähe des Vulkans Asama, die Luftlinie schätze ich auf ca. 5 km. Zwei ganze Sommer und zu verschiedenen Zeiten immer einmal wieder einige Tage habe ich hier doch schon verbracht; ab und an habe ich den Vulkan ja auch schon ziemlich böse grollen gehört. Auch einen Aschenregen hatte ich schon erlebt, aber heute morgen hat der alte Knabe ganz anders als bisher gespuckt.

Ich wachte um halb fünf Uhr von einem kleinen Erdbeben und sehr lauten, außergewöhnlich heftigen Donnerschlägen auf und vermutete zuerst eins der hier sehr häufigen Gewitter. Aber das Donnern und Grollen hörte gar nicht wieder auf, alles wurde ein Laut. Dann unterschied ich ein gewaltiges Branden und Rauschen wie eine wilde Brandung am Meer, das immer näher und näher kam. Plötzlich prasselte es wild aufs Dach, wie ein Hagelschlag hörte es sich an. Meine Amahs hielten es auch dafür und lachten, als ich es bezweifelte. Bald sahen wir, daß es ein Steinregen war! Steine von Erbsengröße bis zum Umfang einer dicken Kirsche waren dabei. Man konnte sie später gut finden und sammeln, überall lagen sie, waren graublau und sahen so hübsch „neu“ aus. Wie ein schwerer Hagelschlag rauschte der Steinregen vorüber – und dann war Totenstille, nach all dem Getöse um so tiefer empfunden. –

Nun braucht Ihr aber nicht zu denken, wir lebten an einem gefährdeten Ort! In Karuizawa hat der Asama seit mehr als 150 Jahren nichts angerichtet. Und solch ein Steinschlag soll auch in drei Jahren höchstens zweimal vorkommen. (So sagen wenigstens die Japaner.) Außerdem hört man den Vulkan mindestens eine Viertelstunde vorher grollen und kann in einem Hause Schutz suchen. Ein Lavastrom kann uns nicht erreichen, denn es liegen verschiedene Berggruppen zwischen ihm und uns. Bis auf den Störenfried Asama ist Karuizawa aber zu dieser Zeit noch das friedlichste Fleckchen Erde, das Ihr Euch denken könnt. Ganz besonders jetzt, wo es noch nicht zu dem kurzen Sommerleben, das die 6.000 Kurgäste mit allem Drum und Dran bringen, aufgewacht ist. Die einzige Hauptstraße, die „Machi“, der Bummel von Karuizawa, fängt gerade jetzt erst an, Fenster und Türen, die den langen Winter hindurch schwer verbarrikiert waren, zu öffnen und sich zu putzen. Das tut auch not! Alle Handwerker, die Daiku-san (Zimmerleute), die Burikiya-san (Klempner) und die Penkiya-san (Maler) walten ihres Amtes. Nur noch wenige Wochen, und fast großstädtisches Leben herrscht allenthalben! Augenblicklich sind erst wenige Läden auf: ein einziger Yaoya-san (Gemüse- mann) wohnt am Bahnhof, das ist mehr als eine halbe Stunde von hier. Deshalb haben wir auch einige Vorräte mitgebracht.

Aber auch im höchsten Sommerstaat läßt sich das Niveau des berühmten Karuizawa noch nicht einmal mit dem des kleinsten deutschen Badeorts vergleichen. Immerhin ist es in Japan einzig in seiner Art, es zeigt eine Ansammlung von Fremden in den zweieinhalb Sommermonaten, die es sonst nirgends gibt. Ob das nun gerade ein Vorzug ist, bleibe unerörtert – das Gute daran ist aber, daß man auf eine gewisse Bequemlichkeit nicht zu verzichten braucht. Es gibt während des Sommers reinweg alles hier: vom Arzt bis zum Schuhband, auch eine Kirche für jede Konfession. Das kommt, weil Karuizawa ursprünglich der Tagungsort der Missionare war, weshalb man auch heutigentags noch unter den Fremden eine große Anzahl schwarzberockter Männer und nicht sehr ordentlich angezogene Frauen einher wandeln sieht, um die man wenigstens innerlich einen Bogen macht. Wenn man nicht will, braucht man von der Machi mit all ihrem Trubel nicht viel zu sehen. Die Häuser liegen ja alle ziemlich weit von der Machi entfernt und ganz im Grünen. Wir wohnen diesmal zentraler als früher, bis zur Machi brauchen wir zehn Minuten. Vom „Hunnenwäldchen“, wo wir früher wohnten, liefen wir fast eine halbe Stunde zur Stadt. Unser Haus, Nr. 1285, liegt im sog.

„Happy Valley North“, es ist besser im Stand als unsere früheren Sommerhäuser. Zwar ist es auch teurer, es kostet 350 Yen für die Saison. Ein kleines Öfchen, das wir noch täglich heizen, gehört zu seinen besonderen Vorzügen. [...] Wie schon früher, habe ich mir auch diesmal wieder ein Rad gemietet. Es kostet 15 Yen für den Sommer. [...] Hier ist noch wunderschönster Spätfrühling, unten war es manchmal schon tüchtig heiß gewesen. Gerade haben sich die Blätter entfaltet. Die Lärchen sind noch zartgrün, über den Birken liegt noch ein Hauch von Jungfräulichkeit, und die vielen großen und kleinen Tannen und Kiefern stecken vorsichtig und zaghaft erste winzige Kerzen auf. Immer wieder wird all das Grün belebt durch Büsche von über und über mit Blüten bedeckten Azaleen. Zart rosa bis kräftig gelbrot sind ihre Farben. Es ist ein ungeheures Leuchten! Dazu all die anderen Frühlingsblumen: aus dem Waldboden leuchtet es tiefblau von Vergißmeinnicht, Butterblumen wachsen in gelben Tupfen auf den Wiesen, und ein wenig weiter fort gibt es Halden von Maiglöckchen. Wunderhübsch sind auch die großen gleichmäßig gewachsenen Farne in Hellgrün, die die Wege säumen. – Es ruft der Kuckuck, es schnarrt der Regenvogel, es schreit der Fasan, die Grillen zirpen, und dazwischen zwitschern und singen die Waldvögel, alles Begleitmusik zum Rauschen der vielen Waldbäche.

Es ist schon so: wenn ich mit dem Rad ein wenig ins Land hinein gefahren bin, muß ich absteigen und den Atem anhalten – so schön ist es. Und von überall grüßen die Berge. Karuizawa liegt ja am Rand einer großen Hochebene, etwa 1.000 m über dem Meeresspiegel. Ringsum ragen herrlich grün bewaldete Berge über sie hinaus. Der Asama ist mit seinen 2.540 m der höchste von ihnen. Er als einziger hat so gut wie keine Vegetation. Aber gerade sein kahles, herbes Gesicht ist ein reizvoller Gegensatz zu den anderen freundlichen Höhen.

Vom Usui-Toge, einem etwa 1.250 m hohem Paß, sieht man die japanischen Alpen. Sie sind bis zu 3.200 m hoch, und viele von ihnen tragen auch jetzt noch eine kleine Schneekappe, die aber die Sonne bald genug fortschmelzen wird. In der Ferne liegen auch die geliebten Miyongi-yama: „Wunder-Berge“. So heißen sie wegen ihrer bizarren Felsen. Uns erinnern sie an die Dolomiten.

Wie sehr doch die Jahreszeit den Charakter einer Landschaft verändert! Sie ist jetzt sehr lieblich und viel weicher als im Winter. Da wirkte sie weiter, leerer und einsamer auf mich. Sie ist jetzt auch viel schöner als im Sommer. Alles ist noch in Vorbereitung. Ich meine, sie sei viel fröhlicher, als wenn erst die heiße sommerliche Japansonne auf

sie niederbrennt. Die Nächte bleiben freilich herrlich kühl hier oben, aber tagsüber kann es auch recht heiß werden. – Schön, daß es noch nicht so weit ist! Einen Frühling in Karuizawa hatte ich

bisher noch nicht kennengelernt, und ich freue mich über jeden Tag. Denn unten kennen wir keinen Frühling, da folgt zu schnell sommerliche Hitze auf den Winter.

Denkt Euch – allen jahrelang gehegten Prinzipien zum Trotz bin ich in der Nacht vom 20. auf den 21. August auf den Asama geklettert! Ich wollte ja auf einen ganz anderen, viel harmloseren tätigen Vulkan in der Nähe, den Shirane-san, aber der war Herrn Schumann nicht „vulkanisch“ und „aktiv“ genug. Herr Schumann ist Dipl.-Ing. und vorübergehend als Repräsentant der Gute Hoffnungshütte hier. Er verbrachte während der größten Hitze [in den Städten „unten“ am Meer] eine Woche im Karuizawa-Hotel, und ich hatte die ehrenvolle Aufgabe, ihn „wahrzunehmen“, wie wir diese Bärenführertätigkeit nennen. Da er aber nett und fröhlich ist und gerne läuft, war es nicht schwer für mich. Dieser Herr hatte sich in den Kopf gesetzt, in einen Vulkan zu sehen. Alles andere habe man in Deutschland schöner, besser, bequemer, sauberer und was weiß ich, was noch alles. Nur einen tätigen Vulkan konnte er mit dem besten Willen in ganz Deutschland – sprich: Bayern! – doch nicht finden. Was tut man nicht alles im „Kunden- und Fabrikantendienst“, nicht wahr?

Ich überlegte mir, daß der Asama seit Anfang Juni unverhältnismäßig ruhig und brav gewesen war, daß daher in diesem Sommer viele, viele Menschen hinaufstiegen, daß Bekannte [...] oben waren, daß die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß ausgerechnet mir ein Stein auf den Kopf fliegen würde, sehr gering sei [...].

Der Entschluß war also gefaßt. Wann wir gehen würden, mußten wir vom Wetter abhängig machen. Am 22. sollte Vollmond sein, die Voraussetzungen waren für eine Nachtbesteigung sehr günstig. Als es am 20., es war ein Freitag, nach einem ungeheuren Abendgewitter, aufhellte, entschlossen wir uns, um halb 11, noch in derselben Nacht, zu gehen. Bekannte, die sich uns hatten anschließen wollen, wurden benachrichtigt, sie sagten aber ab, weil sie zu müde und zu träge seien und dem Wetter doch nicht trauten.

Der inzwischen bestellte Führer schwor aber Stein und Bein, daß es eine wunderbare, helle Nacht werden würde, und wir blieben bei unserem Entschluß. Auf Mitternacht wurden Auto und Führer zu uns beordert. Herr Schumann wollte mich hier treffen. Viel Ausrüstung brauchten wir nicht: eine Flasche Kaffee, für jeden zwei Äpfel und eine Doppelscheibe Brot. Regenmantel, Handschuhe und Pullover für oben, Shorts – übrigens meine

Standardkleidung in Karuizawa –, Sporthemd und Kniestrümpfe nebst sehr festen Schuhen zum Wandern. Dazu noch Photoapparat und Taschenlampe. Das war alles.

Zur Aufmunterung vor dem Abmarsch hatten wir noch rasch Kaffee gekocht und einige Sandwiches gemacht. Das Auto kam pünktlich, aber kein Mr. Schumann erschien. Ich glaubte an ein Mißverständnis, packte die Butterbrote ein, nahm den Kaffee in einem Kännchen mit und fuhr zu seinem Hotel. Dort stellte der Zimmerboy sehr schnell fest, daß der Schumann-san in tiefem Schlummer liege. Ich ließ ihn aber nicht friedlich weiter schlummern, sondern ließ ihn wecken. Da erschien er rasch – zu seinem Kummer aber unrasiert! – und hatte natürlich nur einen ganz kleinen Augenblick vorm Aufbruch schlafen wollen!

Nach einer Fahrt von gut 30 Minuten waren wir am „Teehaus“, 1.400 m hoch, am Fuße des „Ko-Asama“ („kleiner Asama“ oder „Asama-Kind“), nicht sehr weit ab von den Lavafeldern gelegen. Jeder „Asama climber“ muß sich hier in ein Buch eintragen, damit man wenigstens weiß, wer gerade unterwegs ist, und eine gewisse Kontrolle über seine richtige Rückkehr hat.

Um kurz vor 1 ging es dann richtig los. Zuerst, da es ein heiliger Berg ist, durch ein Torii [Tempeltor] und dann sehr sachte durch ein Wäldchen, das wir bald durchschritten hatten. Die Bäume wurden kleiner, bald nur noch Gesträuch, dann nur noch Gestrüpp. Über uns tat sich ein sternbesäter Himmel auf, an dem als blitzblanke Scheibe der Mond mit einer schiefen Backe glänzte. Vor uns die rabenschwarzen Konturen unseres Berges, unter uns die Lichter der Bahnlinie, die Karuizawa mit Kutsukake (so heißt der Ort wirklich) verbindet. Beide Orte funkelten, wie eine Großstadt verschwenderisch erleuchtet, zu uns herauf. Ich guckte immer wieder nach Karuizawa zurück und überlegte, daß dort irgendwo mein Söhnchen in seinem Bettchen lag, während seine leichtsinnige Mutter auszog, dem grimmigen Asama in den Feuerschlund zu schauen. – Herr Schumann meinte, solch ein nettes, ausgetretenes Wegelchen, wie wir es jetzt, zwar schon steiler als im Anfang, unter den Füßen hatten, werde uns zum Gipfel führen. Weit gefehlt! Es kam ein zweites Tempeltor, und dann ging es erst an! Bis auf den Gipfel, d.h. bis zu 2.540 m Höhe ohne eine Serpentine durch dicke,

bei jedem Schritt nachgebende, steinige, harte Lava schnurstracks hinauf. Wir konnten nur ganz langsam gehen, zwei Schritte vor, einen zurück, und mußten oft verschnaufen, weil es sehr, sehr steil war. Aber nach drei Stunden waren wir oben. Unseren guten Begleiter, den Mond, hatten wir in der letzten halben Stunde verloren und dachten, er sei schon untergegangen. Die Taschenlampe mußte doch noch in Tätigkeit treten. – Schon lange hatten wir in der Dunkelheit aus dem Krater rotleuchtenden Rauch aufsteigen sehen, schon lange hatten wir das Sausen und Poltern, das Jaulen und Heulen des Vulkans im Ohr. Es war unheimlich.

Jetzt hatten wir nur noch ein kurzes, steiles Stück vor uns. – Der Führer eilte voraus, langsam stiegen wir ihm nach. Dann mußten wir plötzlich – einfach überwältigt – stehen bleiben: vor uns gähnte die Riesenöffnung des Kraters, aus dem es brodelte und zischte. – An seinem Rand stand, sich dunkel und unbeweglich von den rotleuchtenden jagenden Rauchwolken abhebend, in ganz gesammelter, betender Haltung der Japaner, und von jenseits, nur ab und an zwischen den zischenden Schwaden erkennbar, glänzte ein riesiger, orangeroter Mond am samtschwarzen Himmel. In wenigen Minuten würde er untergehen, denn im Osten dämmerte schon wie ein blaßblauer Streifen – der neue Tag. Wer fühlt sich in dieser Umgebung, durch dieses Erlebnis wohl nicht bis ins Herz erschlossen?

Wir traten nahe an den Rand und sahen wahrhaftig in den Rachen der Hölle, in einen rotglühenden Feuertopf, in einen riesigen Hochofen. – Ich klappte mit den Zähnen, teils vor Erregung, teils weil

es so unheimlich, so „schaurig schön“ war, zur Hauptsache aber, weil es schrecklich kalt geworden war. Mit dieser Feststellung stand ich auch wieder auf dem Boden der Wirklichkeit. Als uns der Asama bald darauf mit seinem scheußlichen Schwefeldampf in der Nase zu kitzeln begann, stiegen wir eilends hinab. Wir suchten uns ein wenig tiefer ein geschütztes Plätzchen (Schutz bot ein ausgespuckter Felsbrocken von mindestens 2 x 2 x 2 m Größe), frühstückten voller Behagen und warteten den Sonnenaufgang ab. Der war fast so schön wie damals auf dem Fuji. Ihr wißt doch noch? Mein schönes, schönes Japan, wie stieg es strahlend aus der Dunkelheit und ließ sich von den frühen Sonnenstrahlen rosig anleuchten! Und als ich mich umwandte, grüßte mich von weit, weit her, über alle Berge hinweg, die Kuppe des geliebten Fuji! Immer, wenn es am allerschönsten ist, ist er dabei. So war es von Anfang an. – Ihr könnt es glauben, wenn man hoch auf einem Berge steht und auf das Land hinunterblickt, gibt es an Japan wirklich nicht viel auszusetzen.

Und wie wohligh streckten wir unsere steif gewordenen Glieder den guten wärmenden Sonnenstrahlen entgegen. Mit dem Abstieg hatten wir es nicht eilig, der Morgen war viel zu schön. Wir haben uns dabei lange überlegt, wie man wohl etwas von der reinen, köstlichen Bergluft den armen Schwitzenden nach Tokio transportieren könnte.

Das im voraus bestellte Auto erwartete uns schon am Teehaus, und um 8 Uhr waren wir wieder in Karuizawa.

Radio-Freuden und -Sorgen in China in den Jahren 1936 bis 1946

Auszüge aus Briefen an die Eltern in Hamburg

1. Teil

Auf Verlangen des Autors wurde der Artikel in der Online-Ausgabe entfernt

Auf Verlangen des Autors wurde der Artikel in der
Online-Ausgabe entfernt

Auf Verlangen des Autors wurde der Artikel in der
Online-Ausgabe entfernt

Auf Verlangen des Autors wurde der Artikel in der Online-Ausgabe entfernt

Gerd Wallenstein, Radiofachmann und Kunstsammler, im chinesisches Exil 1939 bis 1947

Aus Zeugnissen nachgezeichnet von Renate Jährling¹

Vorgeschichte: Gerd Wallenstein, am 2. Januar 1913 in Berlin geboren, entstammt einer alten jüdischen Familie, die seit 200 Jahren in Berlin ansässig war, der Vater praktizierte als Arzt. Nach dem Abitur Student der Elektrotechnik, brach Wallenstein 1933 wegen schlechter Erfahrungen mit

den Hitler-Anhängern unter den Kommilitonen sein Studium ab und versuchte einen Neuanfang in Paris und Barcelona, der jedoch scheiterte. Zurückgekehrt, ließ er sich von einer jüdischen Organisation, die Auswanderungswillige auf einen neuen Beruf vorbereitete, zum Radiotechniker aus-

¹ Benutzte Quellen: Hanswilhelm Hoefs (Übers.): Wallensteins Erinnerungen an die Sinisierung eines Abendländers unter besonders schwierigen Verhältnissen 1939-1947, 18 S. (Askanische Blätter, Berlin, Folge 65, Dez. 1990). Stephanie Uhrig: Das Geschenk für die Stadt, die ihn verstoßen hatte (Welt am Sonntag Nr. 45, Okt. 1984).

bilden, begeisterter Funkamateurliebhaber war er bereits. Mit einem Partner betrieb Wallenstein in der Lietzenburger Straße eine Firma für Radio- und Maschinenteknik. 1936 verbrachte er, als linker Sympathisant verdächtigt, sechs Wochen im Gefängnis. Ende 1937 heiratete er Charlotte (Lottie) Kallmann.

Im November 1938 zerstörte die „Reichskristallnacht“ nicht nur Synagogen und jüdische Geschäfte, sondern beraubte Juden auch jeder Möglichkeit, ihren Geschäften weiterhin nachzugehen. Gerd und Lottie Wallenstein bemühten sich daraufhin um Auswanderung in die USA. Ihr Antrag erhielt eine laufende Nummer jenseits der 78.000 auf der Warteliste, was bedeutete, daß man frühestens in vier Jahren würde ausreisen können. Der Versuch, nach Uruguay zu emigrieren, schlug ebenfalls fehl; das schon erteilte Visum wurde in letzter Sekunde für ungültig erklärt. Als letztes Schlupfloch blieb China, genauer: das Gebiet der internationalen Niederlassungen in Shanghai. Gerd Wallenstein: „Nach vielen Schikanen und Demütigungen hatten wir die Ausreise-Erlaubnis, den Auswanderer-Zoll bezahlt und ab Neapel Plätze auf einem japanischen Frachter, Männer und Frauen getrennt eingepfercht. Alles, was wir hatten mitnehmen dürfen, wurde von den Italienern in Neapel beschlagnahmt. Mich traf am meisten, daß ich meine als Student begonnene Graphik-Sammlung mit Blättern von Barlach und Käthe Kollwitz zurücklassen mußte. Aber: Wir waren entkommen!“

Damals haben sich rund 18.000 mitteleuropäische Juden nach Shanghai gerettet und suchten dort nach Möglichkeiten zu überleben. Dabei mußten sie sich in Konkurrenz mit den „weißrussischen“ Flüchtlingen bewähren. „Weißrussen“ nannte man alle russisch sprechenden Flüchtlinge, selbst die Balten. Wenigen gelang es, eine bezahlte Arbeit zu ergattern; die meisten mußten sich ihr Überleben mit mehr oder weniger legalen Klein- und Kleinsthandelsaktionen zu sichern suchen, ferner durch den Verkauf von allem nicht dringend benötigten Mitgebrachten. Damals brauchte man in Shanghai zum Überleben pro Monat mindestens 10 US-Dollar bzw. deren Gegenwert in chinesischer Währung.

Als einer der ganz wenigen fand Wallenstein schnell eine richtige Anstellung. Er erinnert sich: „Das verdanke ich meiner Arbeit als Radiotechniker in Berlin. Ich hatte viele amerikanische Diplomaten als Kunden.“ Er hatte alle in Shanghai ansässigen Firmen abgeklappert, bis er zur Firma RCA Victor kam, einem US-Unternehmen, das in Shanghai Schallplatten für den chinesischen Markt

produzierte und US-amerikanische Radio- und Grammophonanlagen verkaufte. Es war Wallenstein gelungen, zum Chef vorzudringen und ihm die noch vorsorglich in Berlin gesammelten Zeugnisse vorzulegen, darunter das Zeugnis von Lauritz Melchior (Kgl. Dänischer Kammersänger), das Wallenstein noch kurz vor seiner Ausreise für eine 1937 geleistete Arbeit von ihm erbeten hatte. Da stellte sich heraus, daß Melchior bei der Muttergesellschaft in den USA unter Exklusivvertrag stand – und schon hatte Wallenstein seinen Job!

Seine Aufgabe bestand darin, die Tausende von Radio- und Grammophonapparaten, die seit 1937 teils durch Beschuß beschädigt, teils durch das Klima unbrauchbar geworden waren und sich nun nutzlos in den Firmenlagern stapelten, wieder gebrauchsfähig zu machen. Genormte Ersatzteile gab es nicht, Baupläne oder Betriebsanleitungen auch nicht. Es galt zu improvisieren und aus gemachten Erfahrungen zu lernen. Drei seiner Kollegen waren „Weißrussen“, einer war Chinese, der versiert war in der Wiederherstellung der hölzernen Gehäuse und exzellent kochen konnte. Ein junger US-Amerikaner arbeitete als Buchhalter. Da es kaum öffentliche Verkehrsmittel gab, sammelte ein firmeneigener LKW die Arbeitskräfte dort auf, wo sie wohnten. Während er seine Fahrt verlangsamte, sprangen die Männer mit Hilfe der bereits zuvor Aufgesammelten auf die Ladefläche. Alle arbeiteten als „Tagelöhner“. Der Tageslohn – 7 Shanghai-Dollar oder knapp 1 US-Dollar – langte gerade für die wichtigsten Lebensmittel, also gerade zum Überleben.

Nach einigen Monaten kam die große Chance – der örtliche Subunternehmer von RCA Victor in Tientsin suchte unter den Flüchtlingen nach einem Spezialisten, um in seinem für ganz Nordchina einschließlich Peking zuständigen Betrieb den Reparaturdienst übernehmen zu können.

Tientsin war damals von japanischen Streitkräften eingeschlossen; in der Stadt selbst gab es noch je eine britische, eine französische und eine italienische Konzession, die sich selbst verwalteten und eigene Polizeitruppen hatten; außerdem die alte deutsche Konzession, seit der Niederlage im Ersten Weltkrieg ohne Eigenverwaltung und eigene Truppen, aber immer noch, und durch Neuzugänge sogar verstärkt, eine starke geschlossene deutsche Kolonie; und natürlich eine streng abgeschlossene japanische Konzession.

Nach Beratung mit alten China-Kennern nahm Wallenstein das Angebot an. Hauptgrund: während sich in Shanghai, wie gesagt, allein rund 18.000 in letzter Zeit eingetroffene Flüchtlinge aus Europa ums nackte Überleben mühten, gab es in Tientsin

derer kaum einhundert. Das lag daran, daß die Japaner Tientsin schon lange eingeschlossen hatten. Da Wallenstein nun die Arbeitsanforderung einer alteingesessenen US-Firma in Tientsin besaß, mußten die Japaner ihn im Prinzip einreisen lassen. Also ergab sich wieder das Problem, entsprechende Pässe, diesmal von den japanischen Behörden in Shanghai, zu beschaffen, mit einem japanischen Schiff nach Tientsin zu reisen und dergleichen mehr.

Aber die Wallensteins überwandten mit Hilfe ihres neuen Arbeitgebers alle Schwierigkeiten. Und damit begann für Gerd Wallenstein in Tientsin eine ähnliche Arbeit wie schon zuvor in Shanghai, unterstützt von einem russischen und einem chinesischen Radiomechaniker, einem für spezielle Probleme engagierten chinesischen Ingenieur sowie zwei russischen Juden, die auf Kommissionsbasis hauptsächlich das Kaufmännische besorgten. Die Arbeit erwies sich als noch komplizierter als in Shanghai. Wiederum mußte improvisiert werden, mußte einigermaßen geeignetes Material jeweils irgendwie passend und funktionstüchtig gemacht werden.

Zum Einzugsbereich der Firma gehörten auch das internationale Peking und die Reste der deutschen Kolonie Tsingtau. Alle Europäer und US-Amerikaner lebten hier im Grunde unter den angestammten Bedingungen, und die hätten durch ein massiertes Eintreffen von „Neuflüchtlingen“ erheblich beeinträchtigt werden können. Die Lebensbedingungen der alteingesessenen Ausländer ergaben sich aus ihren spezifischen Tätigkeiten, welche für die chinesischen Bedürfnisse als nützlich angesehen wurden: deutsche Kaufleute und Industrievertreter in Shanghai, Tientsin und Peking; Firmenvertreter und Spezialisten aus anderen Ländern Europas und den USA. Sie alle hatten Schlüsselstellungen in der chinesischen Wirtschaft inne. In den nordchinesischen Bergbaugebieten bildeten die Ausländer jeweils kleine Gemeinschaften von fünfzehn bis zwanzig Personen. – Und irgendwo fand Wallenstein sogar eine selbständig tätige deutsche Familie, die Industriekeramik produzierte.¹

Wallenstein lernte sie nach und nach alle kennen, denn angesichts der Schwierigkeiten mit Ersatzteilen und der immer wirrer werdenden Weltlage war jedermann daran interessiert, die Radios und

¹ Familie Günther und die Firma Chee Hsin Pottery in Tangshan (drei Zugstunden nördlich von Tientsin). Siehe auch den Beitrag von **** „Radio-Freuden und -Sorgen in China in den Jahren 1936 bis 1946“, S. 12-15.

Funkstationen in bestem Zustand zu erhalten bzw. möglichst rasch repariert zu bekommen. In dieser Welt mußten die Wallensteins von Null aus neu anfangen, mit einem Monatssalär von 300 Dollar örtlicher Währung. Doch allmählich ging es dann doch wieder voran, da die wenigen Flüchtlinge keine Ghettobildung nötig machten und die „altmodischen“ Lebensumstände in Tientsin das Leben erheblich angenehmer gestalteten als in Shanghai.

Dem gebildeten Wallenstein boten sich zudem mancherlei unverhoffte Möglichkeiten außerhalb seines Berufslebens, da es unter den Europäern für jede nur denkbare Facette wissenschaftlicher Beschäftigung mit China herausragende Spezialisten gab. So lernte er unter anderem den bedeutenden Mandschurologen Walter Fuchs und den hervorragenden Sinologen Helmut Wilhelm kennen. Die frankophilen Wallensteins wurden von der französischen Kolonie besonders entgegenkommend behandelt und als befreundete Nachbarn aufgenommen. Das brachte Gerd Wallenstein, zusammen mit seiner wachsenden Unentbehrlichkeit als Reparaturfachmann, ein Ausweisungspapier ein, das sein Leben des ständigen Wechselns aus einer Konzession in die andere, aus einem Gebiet Nordchinas ins andere oder in ein Bergbaucamp, wesentlich erleichterte. Außerdem erhielt er einen Spezialausweis, der ihn zum Betreten des französischen Militärgeländes berechtigte. So erwarben Gerd und Lottie Wallenstein nach und nach wieder einen zwar prekären, aber immerhin das Leben erleichternden „bürgerlichen“ Statuts gegenüber allen Behörden.

Wallenstein: „Im Jahre 1942 gaben die japanischen Militärbehörden einen Befehl aus, daß alle Kurzwellenradios zu ‚kastrieren‘ seien, damit der Empfang ferner Sendestationen unmöglich werde. Vorschrift war, die Kurzwellenröhren und -wicklungen zu entfernen und sie den Japanern als Beweisstücke abzuliefern; danach stempelten sie ihre Genehmigung auf ein Stück Papier, das auf das Radio zu kleben war. Was die französische Konzession betraf, war ich bevollmächtigt, die Operation durchzuführen. Ich versprach, den Schaden möglichst gering zu halten, und versprach ferner, die Radios bestimmter Personen durch einen Trick so zu manipulieren, daß die Empfangsfähigkeit für Kurzwellen erhalten blieb. Natürlich lief ich da ein sehr großes Risiko. Es war der Beitrag, den ich in diesem Krieg leisten konnte, in dem unsere fundamentalen Menschenrechte auf dem Spiel standen.“ Ein Dankschreiben des französischen Polizeichefs erwies sich nach dem Krieg als nützlich, als die Wallensteins sich bemühten, in die USA

auszuwandern.

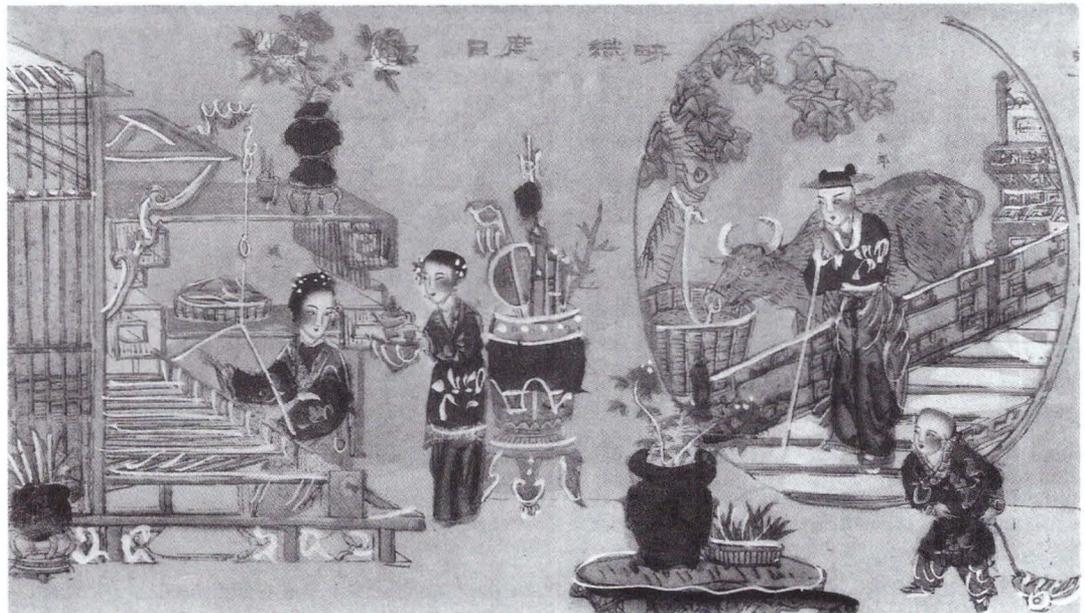
Sieben Jahre lebten sie in Tientsin, schlossen auch Freundschaften mit Angehörigen der deutschen Kolonie, die Kinder Peter und Claudia wurden dort geboren. (Zu den Freunden gehörten Pastor Wolfgang Müller sowie Hertha und Willy Haenisch, die für die Wallenstein-Kinder damals Ersatzgroßeltern waren.) Wallenstein: „Wir wären gerne geblieben, Chinesen geworden. In Tientsin beschäftigte ich mich auch mit chinesischer Kunst, sammelte die Graphik, deren Werkstätten in der Kulturrevolution zerstört wurden. Oft genug hat mich meine Frau gefragt, wenn ich wieder mit einigen Blättern nach Hause kam: ‚Und wovon leben wir im nächsten Monat?‘ Aber ich war immer Optimist.“

Der Bürgerkrieg in China trieb die Familie Wallenstein nach Amerika. Dort stieg der Radiospezia-

list bis zum Vizepräsidenten einer Elektronikfirma auf und wurde Dozent an der Stanford University. Sogar in einer UN-Unterkommission für Nachrichtenverbindungen war Wallenstein jahrelang an leitender Stelle tätig.

Was in seiner alten Heimatstadt Berlin vorging, interessierte ihn brennend. Er ließ sich Zeitungen und Bücher schicken. Mehrmals besuchte er die Stadt und erfreute sich an den Museen. 1984 schenkten Gerd und Lottie Wallenstein ihre Sammlung von 477 wertvollen handkolorierten chinesischen Holzschnitten dem Museum für Ostasiatische Kunst in Berlin-Dahlem. Ihr Geschenk wollten sie als eine „Geste der Versöhnung“ verstanden wissen.

Gerd Wallenstein starb am 4. November 1990 mit 77 Jahren. Seine Frau Charlotte, die seit langem zu den StuDeO-Mitgliedern zählt, lebt in Kalifornien.



Der Rinderhirte und die Weberin, Blatt 7: Mit Pflügen und Weben die Tage verbringen.

Das Bild zeigt Zhinü links am Webstuhl mit einer Dienerin.

Durch die runde Öffnung eines Mondtores sieht man draußen Niulang mit seinem Goldenen Ochsen.

Vorne rechts der kleine Sohn.

Quelle: Sammelmappe des Museums für Ostasiatische Kunst in Berlin-Dahlem, 1989

Die Abbildung zeigt Blatt 7 aus einem insgesamt zwölf Bilder umfassenden Ensemble von handkolorierten Farbholzschnitten, Werkstatt Fushengfa in Yang Liuqing bei Tientsin, Ende 19. oder frühes 20. Jahrhundert, aus der Sammlung Wallenstein.

Die Geschichte vom Rinderhirten (Niulang) und der Weberin (Zhinü) ist eine der ältesten und beliebtesten Legenden der chinesischen Mythologie. Der Rinderhirte und die Weberin sind Sterngott-

heiten. Ihr jährliches Treffen am 7. Tag des 7. Monats nach dem Mondkalender war vorwiegend ein Fest der Frauen, und die Weberin wurde als Schutzpatronin der Web-, Näh- und Stickarbeiten verehrt. Darüber hinaus können beide aber auch als Sinnbilder von Mann und Frau verstanden werden, deren romantische Geschichte die ewige, sehnsüchtige, nur selten erfüllte Liebe symbolisiert.

Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947

1. Teil

Friedrich (Fritz) Flakowski

Mein Bericht schildert die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der allermeisten Deutschen aus Japan nach Kriegsende durch die Amerikaner vor sechzig Jahren, den Transport des ersten Kontingents mit der U.S.S. „Marine Jumper“ von Uraga nach Bremerhaven und schließlich die Weiterfahrt in das Internierungslager Ludwigsburg, Repatriation Center, US Internment Camp 74, und die Entlassung in das Flüchtlingslager I (Faberbau) der Umsiedlungskommission Bietigheim in der Nähe von Ludwigsburg. Ich war damals bald zwanzig Jahre alt und berichte als Zeit- und Augenzeuge auch darüber, wie und warum meine Mutter, meine Schwester und ich nach Japan kamen und wie wir dort von 1941 bis 1947 lebten.

Zur Vorgeschichte: Die Holländer in Niederländisch-Indien trafen Anfang 1941 Vorbereitungen, die internierten deutschen Frauen und Kinder nach Japan abzuschicken. Meine Mutter, meine Schwester und ich befanden uns seit August 1940 im Internierungslager Sindanglaja/Java (heute Sindanglaya). Mein Vater war seit dem 10. Mai 1940 zuerst in holländischer, später bis Dezember 1946, in britischer Gefangenschaft in Dehra-Dun/Britisch-Indien. Wir durften uns in Sindanglaja entscheiden, ob wir nach China oder nach Japan verbracht werden wollten. Wir entschieden uns für Kobe/Japan. Die Abschiebung erfolgte ab Sindanglaja am 5. Juli 1941 zuerst mit dem Bus nach Tanjung Priok, dem Hafen von Batavia, und dann mit der M.S. „Asama Maru“ der N.Y.K. Line (17.000 BRT) nach Japan. Geplant war ursprünglich, daß es von dort aus über Wladiwostok weiter nach Deutschland gehen sollte. Aber daraus wurde nichts, denn am 22. Juni 1941, also kurz vor unserer Abschiebung, erfolgte der deutsche Überraschungsangriff auf die UdSSR.

An Einzelheiten der Abreise aus Sindanglaja kann ich mich nicht erinnern, weil die Holländer mich vierzehn Tage zuvor im Rahmen einer Reihenuntersuchung durch eine Blutentnahme am Ohrfläppchen mit einer unsauberen Lanzette gleichzeitig mit der Malaria Tropica und der Malaria Tertiana infiziert hatten. Die Inkubationszeit liegt bei etwa zehn bis vierzehn Tagen und fiel damit genau mit

dem Abreisetermin zusammen. Wegen des sehr hohen Fiebers habe ich die ersten Tage nur abschnittsweise mitbekommen. Im Lager sollen mehrere Personen infiziert worden sein. Drei Jahre lang mußte ich etliche schwere Malariaanfalle in Japan ertragen, und da es eine Mischinfektion zweier Malariaarten war, überlagerten sich die Anfalle ungewöhnlich häufig. Ich lebe noch heute mit den Folgeschäden.



Der Hafen von Kobe Anfang der 40er Jahre. Im Hintergrund das Oriental Hotel, wo die Ankömmlinge aus Niederländisch-Indien zunächst untergebracht waren. Die Bergkette ist der Rokko-san. – Quelle: Sammlung des Verfassers

Wir kamen in Kobe am 13. Juli 1941 an und wurden von der deutschen Gemeinde als mittellose „Flüchtlinge“ aus Niederländisch-Indien aufgenommen, obwohl wir von dort nicht geflüchtet waren, sondern vertrieben wurden. Unsere Betreuung durch ausnahmslos alle Einrichtungen der deutschen Gemeinde in Kobe war tadellos und erfolgte umsichtig, insbesondere auch die Behandlung meiner Malaria durch Dr. C. Zirn.

Zuerst wohnten wir direkt gegenüber dem Deutschen Klub („Club Concordia“) bei Weißrussen und anschließend für kurze Zeit nur etwa hundert Meter hinter dem Klub bei Portugiesen. Eine zeitlang hieß es, daß die etwa 700 Frauen und Kinder aus Niederländisch-Indien auf die Insel Hokkaido gebracht werden sollten. Daraus ist zum Glück nichts geworden. Später zogen wir in eine moderne japanische Villa nach Ashiya, einem Vorort von Kobe. Hier lebten wir in einer Wohngemeinschaft von etwa zehn bzw. elf Personen: Familie Danert/Klemm: drei Personen; Familie Rittich: zwei Personen; Familie Thiele: zwei Personen; Familie Flakowski: drei Personen, sämtlich aus Niederlän-

disch-Indien, sowie zeitweilig Oskar Erhardt aus Heidelberg (Hilfskreuzer „Michel“/„Schiff 28“) und später Bruno Lasser von der Firma Voith-Schneider, Heidenheim/Brenz. Jede Familie bewohnte ein Zimmer.

Über das Zusammenleben mit bis zu elf Personen auf engstem Raum berichtete Hans Otto Rittich im StuDeO-INFO April 2005. Das Klima in der Wohngemeinschaft war allerdings nicht ganz so getrübt wie geschildert. Damals war ich siebzehn Jahre alt und habe die Situation anders gesehen. Die Küche war klein und auch die Pantry (Anrichte), wo gegessen wurde. Bei einer zugeteilten Tagesration von nur vier Tassen ungekochtem Reis für uns alle gab es immer Probleme mit der Verpflegung, da gemeinsam gekocht und gegessen wurde. Auch die Enge führte wiederholt zu kleinen Streitereien. Uns ging es aber insgesamt den Umständen nach gut.

Über die Kriegsergebnisse und das Kriegsende in Japan werde ich hier nicht berichten, da das zu weit führen würde. Mehrere Frachter der US Navy liefen sehr bald mit Lebensmitteln beladen in Kobe ein in dem vorerst vergeblichen Versuch, die ausgehungerte Bevölkerung für sich, die Besatzungsmacht, einzunehmen, indem sie Lebensmittel verteilten. Die Landung amerikanischer Fußtruppen (bis an die Zähne bewaffnet, aber uns gegenüber freundlich) in Kobe erfolgte erst nach der offiziellen Kapitulation Anfang bis Mitte September. Was aber nach diesen Combat Troops später als Besatzungstruppen in Japan eingesetzt wurde, war im Umgang mit den Japanern nicht immer korrekt. So hielten z.B. GIs je nach Lust und Laune Straßenbahnen an, und die Fahrgäste mußten dann einer nach dem anderen aussteigen und sich vor den Amerikanern tief verbeugen.

Sehr bald nach Kriegsende mußten alle Bewohner das Haus in Ashiya verlassen. Zuvor hatten wir mehrmals Besuch amerikanischer Offiziere. Ich kann mich daran erinnern, daß es einmal mit ihnen sogar eine große Kaffeerunde im Garten unter schattenspendenden Kiefern gegeben hat. Bei diesen Besuchen entstand die Freundschaft mit einem Lt. Colonel der CIC (Counter Intelligence Corps; militärischer Geheimdienst). Seine Frau und er schickten uns später nach Deutschland einige Pakete mit Kleidung. Und für mein Studium besorgte er mir Fachbücher und Hefte, die ihm sein Professor an der University of Michigan in Ann Arbor für mich zur Verfügung stellte.

Unsere Wohngemeinschaft löste sich auf. Alle Familien wurden einzeln anderswo untergebracht. Wir hatten das große Glück, bei sehr deutschfreundlichen Japanern im selben Ort in einer klei-

nen japanischen Wohnung unterzukommen. Kaum waren wir umgezogen, erschienen bei uns noch ganz andere „Besucher“. Es waren Amerikaner, die nach bestimmten Büchern, Schmuck, Wertsachen und Waffen suchten. Bei einem dieser „Besuche“ wurde meine damals noch kleine Briefmarkensammlung durch Entnahme einiger japanischer Ersttagsbriefe mit speziellen Sonderstempeln und Briefmarken zum ersten Jahrestag von Pearl Harbor „entlastet“. Wir waren erstaunt, als wenige Tage später dieselben Leute erschienen und als „Ersatz“ einige Lebensmittel vorbeibrachten.

Der besagte Lt. Colonel besorgte meiner Schwester und mir Arbeit im Headquarters 98th Division Signal Corps, APO 25, US Army, in Osaka als „Switchboard Operators“ in einer Fernsprechermittlungsstelle, die Verbindungen zwischen Osaka und San Francisco herstellte. Es war eine Siemens-Anlage, und ab und zu benötigte man uns für die Übersetzung zusätzlicher deutscher Unterlagen. (Damals wurden Fernverbindungen noch manuell über Kabelverbindungen gestöpselt.) Im März 1946 wurde ich zum 13th General Hospital, APO 660, US Army in Osaka zur Bedienung der Telefonzentrale, ebenfalls mit einer Siemens-Anlage ausgestattet, versetzt. Das Krankenhaus lag in einer total zerbombten Gegend von Osaka. Meine Schwester blieb im Headquarters. Wir mußten an sechs Tagen in der Woche zweimal 40 km mit der Bahn von Ashiya nach Osaka und zurück fahren. Trotzdem war die Arbeit für uns ein großer Segen, denn wir bekamen täglich Mittagessen in der Kantine und ein kleines Monatsgehalt. Heute kann kaum jemand nachvollziehen, was das kurz nach Kriegsende für ein Glück für uns war. Es ging einige Monate gut, bis uns eines Tages der deutschsprechende Captain Don C. Benjamin zu sich rief und uns mitteilte, daß wir leider nicht weiter beschäftigt werden könnten, weil wir nicht angegeben hätten, in der HJ gewesen zu sein. Alle deutschen Schüler der Deutschen Schule Kobe ab dem zehnten Lebensjahr waren bis Kriegsende in der HJ bzw. im BDM gewesen. Also war das für uns nichts Ungewöhnliches. Bei unserer Einstellung hatte auch niemand danach gefragt. Wir haben uns sowieso gewundert, daß wir ohne „screening and clearance“ als Deutsche ausgerechnet in einem US Hauptquartier für die Schaltung von Dienst- und Privatgesprächen zwischen Japan und den USA eingestellt wurden. Verwunderlich war auch, daß wir für die täglichen Bahnfahrten einen Dienstausweis erhielten.

Schon bald nach dem Umzug in die kleine japanische Wohnung hörten wir, daß alle Deutschen irgendwann nach Deutschland gebracht werden soll-

ten. Die Verhandlungen zwischen der Besatzungsmacht und den Japanern in Sachen Ausweisung wurden angeblich bereits im Dezember 1945 aufgenommen. Die Japaner sollten sofort alle Deutschen in Japan erfassen, denn die Ausweisung der gefährlichen Deutschen habe höchste Priorität. Die erste Abschiebung sollte bereits im Frühjahr 1946 erfolgen. Charles B. Burdick schreibt in seinem Bericht "The Expulsion of Germans from Japan, 1947-1948" wörtlich: "The Americans believed that German military, diplomatic, and economic representatives had unduly influenced Japanese aggression. As an international precedent against future totalitarian machinations, they decided to remove the 'dangerous' German influence."

Die Japaner hatten natürlich mit der Erfassung an sich überhaupt keine Probleme, ließen sich damit aber viel Zeit. Die von den Amerikanern täglich gebieterisch formulierten Weisungen und Befehle auf allen Gebieten stießen zunehmend auf passiven Widerstand.

Das mit Haß, Mißtrauen und Furcht erfüllte Militär verhielt sich nach der Landung sehr ungeschickt und kam mit den Verhältnissen und der damals noch durch und durch homogenen Gesellschaftsstruktur in Japan nicht zurecht. Man hatte wohl erwartet, eine völlig verstörte und total demoralisierte Nation vorzufinden, welche die Besatzungsmacht mit offenen Armen empfangen werde.



Tokyo, 27. September 1945
Quelle: Winfried Scharlau:
Der General und der Kaiser,
Bremen 2003, S. 49

Als der Oberkommandierende, General Douglas MacArthur, darauf bestand, daß Kaiser Hirohito ihn am 27. September 1945 in seiner Residenz zum Antrittsbesuch aufsuchen sollte – für japanische Vorstellungen schon eine Zumutung! – und er ihn dort

noch dazu leger ohne Uniformjacke und hemdsärmelig empfing, wovon ein Foto in der japanischen Presse zeugte, schien es vorerst mit der Ausführung aller Weisungen und Befehle vorbei zu sein. Man empfand den provokanten Auftritt des Generals als unverschämte Arroganz und Demütigung des Tenno und des gesamten japanischen Volkes. Zwei sehr unterschiedliche Kulturen stießen nunmehr unentwegt über jede Streitfrage aufeinander.

So dauerte es viele Monate, bis Sieger und Besiegte sich allmählich einander anzupassen bereit waren, aber die Amerikaner sind mit der heiklen Situation nie gänzlich fertig geworden.

Ein fataler Fehler der Besatzungsmacht war, nach Kriegsende in Japan sogenannte Nisei einzusetzen. So nennt man in den USA die Nachkommen von naturalisierten japanischen Einwanderern, die in den USA geboren sind (ni: zwei; sei: Geschlecht, Generation). So zum Beispiel die Nachkommen der vielen japanischen Plantagenarbeiter in Hawaii zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Man ersparte ihnen, sich im Zweiten Weltkrieg an Kriegshandlungen im Pazifik gegen Japan zu beteiligen. Aber nach Kriegsende wurden sie als Vermittler und vornehmlich als Dolmetscher in Japan eingesetzt. Sie trugen naturgemäß amerikanische Uniformen und galten bei den Japanern ungerechter-, aber verständlicherweise als Verräter. Anweisungen von Niseis wurden deshalb einfach ignoriert. Schon nach kurzer Zeit wurden sie von den Schnittstellen zwischen Besatzungsmacht und Bevölkerung zurückgezogen. Nur eine Minderheit der Japaner akzeptierte die Besatzungsmacht. Das hat sich im Verhältnis zu den USA bis heute kaum geändert. Viele Japaner vertraten die Auffassung, daß sie nicht besiegt worden sind, sondern lediglich einen Krieg verloren hatten. „Nana kobori, ja oki“. Sinngemäß: siebenmal hinfallen, achtmal aufstehen. Und so geschah es denn auch.

Die Zahl der Deutschen und Österreicher in Japan bei Kriegsende wurde auf 2.800 Personen geschätzt. Hierzu gehörten etwa 700 Vertriebene aus Niederländisch-Indien (Frauen und Kinder), etwa 400 Angehörige der deutschen Kriegs- und Handelsmarine, etwa 100 deutsche Geschäftsleute und Reisende, die sich bei Kriegsausbruch zufällig im Ausland befanden (zum Beispiel in den USA) und über Japan und die Sowjetunion nach Deutschland zurückreisen wollten, aber unterwegs vom Rußlandfeldzug überrascht worden waren. Zu den Deutschen und Österreichern in Japan gehörten etwa 1.600 Personen, die viele Jahre in Japan gelebt hatten und/oder dort geboren waren.

Die Amerikaner führten drei Kategorien zur Bestimmung des jeweiligen „Belastungsgrades“ eines Deutschen ein. Sie hatten so die Möglichkeit, je nach Belieben einen triftigen Grund zu finden, um jedweden Deutschen einordnen und gegebenenfalls ausweisen zu können. Bei drei Kategorien hat eine immer gepaßt, selbst bei denjenigen, die in Japan oder im sonstigen Ausland geboren waren und nie in Deutschland gewesen sind. In Kobe gab es etliche solcher „deutsch-japanischen“ Familien, die unfreiwillig „repatriert“ (zurück in das Hei-

matland geschafft!) wurden. Die Amerikaner betonten ständig, daß die Repatriierung mit Einwilligung aller Betroffenen geschehe. Was aber blieb den meisten Deutschen nach Beschlagnahme ihres Eigentums und dem Entzug der Arbeitsbasis anderes übrig, als sich abschieben zu lassen.

Gegen Ende 1946 schien es tatsächlich ernst zu werden. Eines Tages tauchten von den Amerikanern eingesetzte sogenannte Custodians (Treuhänder) auf. Das waren durchweg japanische Angestellte einer sogenannten Treuhandstelle für Zivilvermögen (CPC, Civil Property Custodians). Sie sollten das persönliche Eigentum und das Vermögen jedes einzelnen Deutschen feststellen und forderten uns auf, Gegenstände unseres Eigentums, die wir u.a. wegen der unterschiedlich vorgegebenen Gewichtsbeschränkungen des Gepäcks je Person oder Familie nicht mitnehmen durften, Stück für Stück in Listen einzutragen. Diese Listen, die ich noch alle im Original vorliegen habe, wurden von dem Custodian und meiner Mutter abgezeichnet. Bemerkenswert ist, daß keine einzige der Listen ein Datum oder einen Stempel trägt. Sie waren völlig wertlos. Von japanischer Seite hieß es, daß das, was wir zurücklassen müssen, inklusive Möbel, vorerst in Verwahrung genommen werde. Das entsprach nicht der Wahrheit.

Von der Deutschen Gemeinde in Kobe erhielten wir zwei größere Holzkisten (ca. 50 x 50 x 80 cm) mit seitlich angebrachten Tragegriffen und einem Vorhängeschloß für unser mitzunehmendes Resteigentum aus Niederländisch-Indien. Vermutlich hat man diese Kisten in Serie für etliche Familien anfertigen lassen. Erlaubt wurde uns für unterwegs noch kleines Handgepäck mit einem limitierten Gewicht von je max. 20 kg. Die Kisten mußten mit der voraussichtlichen Bestimmungsadresse in Deutschland versehen werden, weil sie uns nachgeliefert werden sollten.

Wir warteten nun über das Jahresende hinaus vergeblich auf die Bekanntgabe des Abreisetermins. Die Rückführung der Deutschen übernahm die 8. Armee im Dezember 1946. Schließlich mußten wir uns am 30. Januar 1947 zur Untersuchung durch einen japanischen Arzt aus dem Wohlfahrtsministerium in Kobe einfinden. Dort wurden wir auch geimpft. Diese Impfung schien aber den Amerikanern bei unserem Abtransport nicht zu genügen. Jahre später erfuhr ich, daß die Verzögerungen bei der Ausweisung auf fehlende Verschiffungskapazität zurückzuführen seien und die Koordination nicht so recht funktioniert habe.

Von Chang-Chun nach Shanghai

Ausweisung aus China im August 1947

Elinor Hoffmann

Zur Einführung: Am 27. März 1947 war ich in Chang-Chun [*bis Kriegsende unter dem Namen Hsinking Hauptstadt des japanischen Satellitenstaates Mandschukuo*] angekommen. Warum? Mein italienischer Verlobter und künftiger Ehemann, Giovanni (Gianni) Hoffmann, war von den Amerikanern in Peking als Funk-Offizier an das amerikanische Generalkonsulat in Chang-Chun versetzt worden. Um heiraten zu können, fehlten uns nur noch zwei Dokumente, die „jeden Augenblick“ ankommen sollten. Einen beträchtlichen Teil meines Haushalts hatte ich mit Hilfe der Amerikaner, für die ich nach Kriegsende in Peking arbeitete, nach Chang-Chun schicken können. Meine guten Sachen ließ ich in Peking. [...]

Am 1. August wurde Gianni zu Mr. Cheng vom Foreign Affairs Department bestellt und brachte

die Nachricht mit, daß ich im Zuge der allgemeinen Repatriierung mit nach Deutschland mußte. Am 19. August erfuhr ich, daß es noch innerhalb der Woche losgehen sollte. Verzweiflung würgte mir die Kehle ab. Das deutsche und das amerikanische Konsulat setzten sich vergeblich für mich ein. Die zuständige chinesische Behörde in Mukden (chinesisch: Fengtien) gab die Auskunft, daß es sich um eine Evakuierung von Chang-Chun handle, das von Mao Tse-tung und seinen Truppen angegriffen werde, und ich werde mit meinen Papieren sicher in Tientsin oder Shanghai freikommen. Am 26. August, dem Tag meines Aufbruchs, holte Gianni früh die Ambulanz vom Konsulat. Das Gepäck wurde eingeladen, und ein letztes Mal fuhr ich an der Seite meines „guten Chauffeurs“ hinein in mein so unglückliches, ungewisses Geschick. Zwanzig andere Deutsche, darunter Frau Bom-

ford,¹ und ehemalige Flüchtlinge aus Rußland, warteten mit mir auf den Abtransport. Warten, warten. Schließlich fuhr man vor. Ein einziger Lastwagen. Aufladen, einsteigen. Giovanni und ich saßen bis zur letzten Minute in unserer Ambulanz. Nie, bis an mein Lebensende nicht, werde ich Giannis Gesicht vergessen. Er, der immer beherrscht war, der mich immer ruhig zu bleiben aufgefordert hatte, dessen Gesicht in drei stürmischen Jahren ich nicht ein einziges Mal zittern sah, bebte und kämpfte gegen anrollende Tränen. Hoch im Wagen stehend und weinend wurde er klein und kleiner, entschwand.

Rattabum, rattabum, Räder rollen, rollen über die trockenen Landstraßen der Mandschurei. Sonne – Sand. Unter den Mitreisenden sitzt ein Mädchen. Das bin ich. Eigentlich ist es nur mein Körper, der auf dem Lastwagen sitzt. Seele und Gedanken wandern den Weg zurück nach Chang-Chun. Rattabum, rattabum. Ununterbrochen hüllen mich die Staubwolken ein bis zur Unkenntlichkeit. Was spielt das für eine Rolle? Das Leben hat aufgehört, Leben zu sein. Einundzwanzig Menschen mit ihren Schicksalen sitzen eng eingepfercht auf hoch beladenem Wagen. Der Jüngste ist zwei Wochen alt. Der einzige, dem das Schicksalhafte dieser Reise nicht zum Bewußtsein kommt. Die übrigen versuchen, mit Galgenhumor der Situation Herr zu werden. Sonderbare Gestalten sitzen auf dem Lastwagen. Menschen, die dreimal ausgeraubt wurden, von den Russen, von den Kommunisten und von Nationaltruppen. Einige sind froh, die Mandschurei für immer hinter sich zu lassen. Andere, die nach Südamerika wollten, die einen Lehrauftrag in Canton haben oder beim Liebsten bleiben wollten, sind geknickt.

Wir wissen, daß wir uns auf schmalem Wege nach Süden fortbewegen. Ein „Schlauch“ ist es nur, den die Nationaltruppen halten. Links und rechts ist Niemandsland, das Land, wo in der Nacht ein stilles Heer unterwegs ist, wo Überfall und Krieg lauern. In den Dörfern scharen sich die Chinesen um uns. Wo kommt ihr her, wo wollt Ihr hin?

Im Convoy mit uns fahren chinesische Flüchtlinge aus Harbin. Sie, die nur ein Bündel ihr Eigen nennen, schauen begehrllich nach unserem hoch gestapelten Gepäck. Das heißt: Vorsicht in der Nacht.

Die Schatten werden länger. Rattabum, rattabum. Im letzten schwachen Tageslicht fahren wir in Ssuningkai ein. Es gilt als chinesisches Stalingrad. Wohl ist es arg zerschossen, aber der Vergleich ist unberechtigt. Die Fahrer verhandeln lange, endlich

wird uns ein Quartier zugewiesen. Es ist eine Schule. Die Fenster sind kaputt und garantieren den neugierigen Chinesen beste Einsicht. Wir haben nur einen Wunsch: Waschen und schlafen. Die Verhältnisse sind mehr als primitiv, und wir freuen uns, daß wir den größten Schmutz mit Schälchen heißen Wassers herunterbekommen. Kurzer Imbiß. Ich rücke mir zwei Pritschen zusammen und breite meinen Schlafssack darauf aus. Gepriesen sei Gianni für dieses Geschenk!

Auf dem Lastwagen halten die Männer umschichtig Wache. Auch wir, in der Schule, schlafen nicht viel. Wir sind übermüdet. Die Gedanken reiten in gestrecktem Galopp durch die Nacht, wollen sich nicht einfangen lassen.

27. August: 5 Uhr aufstehen. Die Fahrt geht zwar erst drei Stunden später weiter. Aber Konfusion muß sein in China. Zerschlagen steige ich in die Reitstiefel, die Shorts und die schmutzige Bluse. Es ist ja so egal, wie man aussieht. Alles ist egal, oder doch nicht? Nein, von Kommunisten möchten wir nicht überfallen werden. Also nur guten Mutes! Unsere Fahrer wollten noch einige Chinesen mitnehmen. Da wir selbst schon wie die Heringe sitzen, ist das eine Zumutung und wird entschieden abgelehnt. Schließlich wollen sie nur noch ein Mädchen mitnehmen. Unsere Männer sagen „nein“. Wer ist in China der Stärkere? Immer der Chineser, denn er bietet passiven Widerstand. Wir sind ausgewiesene Deutsche. Was vermögen wir? Der Lastwagen bleibt also stehen. Ebenso die Wagen der chinesischen Flüchtlinge. Wir müssen ja im Konvoi fahren. Nicht so sehr wegen der Sicherheit. Aber „alle drei Stunden“ platzt an einem der Lastwagen ein Reifen. Dann muß geflickt werden, und Werkzeug dafür hat nur einer der Lastwagen.

Wir warten, wir warten. Den Chinesen fällt plötzlich ein, daß sie noch nicht gefrühstückt haben. Danach müssen sie zur chinesischen Behörde. Schließlich ist es wieder Zeit, Mittag zu essen. Auf dem Lastwagen explodieren wir bald. Wir stehen mitten auf der Dorfstrasse, ganz Ssuningkai um uns. Es wird heiß. Schließlich meinen die Männer, man müsse die Chinesen zum Essen einladen. Dabei fließt Reiswein, und in China hat man ja so viel Zeit. Es wird 1 Uhr, bis wir endlich abfahren. Der Himmel hat sich inzwischen bezogen. Wir freuen uns, den glühenden Strahlen zu entgehen. Als es am Spätnachmittag anfängt zu regnen, freut sich niemand mehr. Unsere beiden Fahrer haben alle Mühe, uns über die glitschigen, bald aufgelösten, grundlosen Lehmwege zu fahren. Brücken fehlen überall. Dafür haben die chinesischen Kommunisten gesorgt. Gefährlich legt sich unser

¹ Rotraut Bomfords Lebensgeschichte siehe StuDeO-INFO Dezember 2006, S. 23-26.

Gefährt in Kurven und auf abschüssigen Strecken auf die Seite. Die Menschen sind still geworden. Wenn wir auf schmalen Brettern über Abgründe fahren, macht wohl der eine oder andere die Augen zu. Die Dunkelheit bricht langsam herein. Noch immer sind wir nicht am Ziel, noch immer fällt gleichmäßiger, feiner Regen. Wir haben die Plane übergezogen und sitzen so noch ungemütlicher und gedrängter als zuvor. Die Plane hat Löcher. Ab und zu kommen kleine Sturzbäche auf uns herab.

Schließlich eine Ortschaft in Sicht. Es ist Alt-Kaiyuan. Neu-Kaiyuan sollte unser Ziel sein. Aber es ist inzwischen Nacht geworden. Ein Weiterfahren könnte Selbstmord bedeuten. Ich stolpere die Landstraße entlang. Wo eine kleine Funzel hängt, geht es zu dem uns beherbergenden Gehöft. Heftiger Gestank, aber Wärme und Trockenheit. Ich streue freigiebig DDT aus und reibe mich mit einem Anti-Insekten-Mittel ein. Warm und weich umfängt mich mein Dauensack. Für ein paar Stunden gelingt es mir, der Wirklichkeit zu entfliehen. Für kurze Zeit versinkt nicht faßbares Erleben.

28. August: Früh. Es regnet noch immer. Die Wächter auf dem Lastwagen haben eine böse Nacht hinter sich. Unser Gepäck ist auch stark mitgenommen, die Seesäcke haben sich prall vollgesogen. Die Fahrt geht weiter. Wir sehen uns bedrückt an. Die Landstraße ist beinahe unbefahrbar. Aber unsere Fahrer haben Fingerspitzengefühl. Das ist das einzig Beruhigende.

Ehe wir seelisch vorbereitet sind auf das, was kommt, stoppt der Lastwagen. Nanu? Was ist denn das? Vor uns liegt ein Fluß. Auf beiden Seiten stauen sich Hunderte, ja wohl Tausende von Menschen. Karren, Wagen, Rikschas stehen dicht aneinander gedrängt. Alle Götter Chinas, steht mir bei! Die Brücke mit ihren zehn Bögen ist vor vier Nächten von den Kommunisten gesprengt worden. Die Landstraße, die über sie führt, ist die einzige, die nicht in Feindesland liegt. Verwünschungen werden laut. Oder verpassen wir so vielleicht das Schiff in Shanghai? Aber das ist von uns egoi-

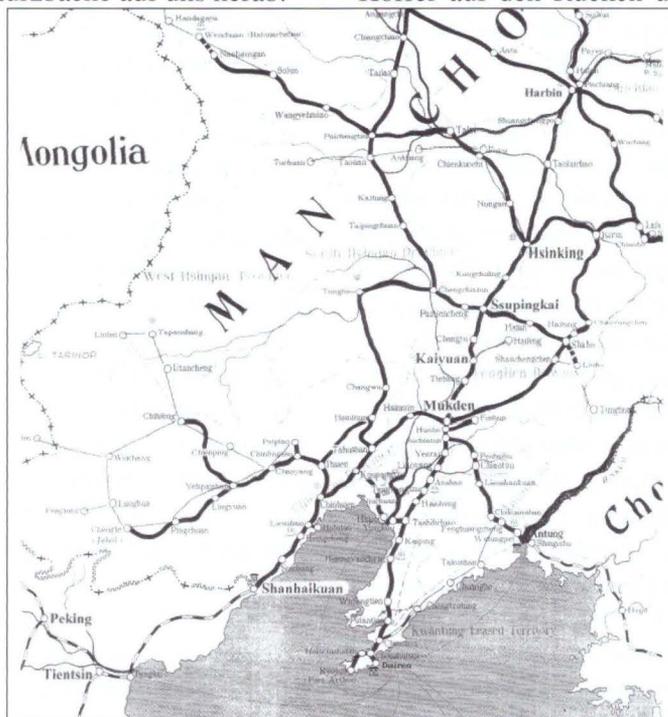
stisch gedacht. Andere wollen fort und müssen es auch. Sie haben nichts zum Leben mehr.

Über den halben Fluß, dort wo er tief ist, hatte chinesisches Militär eine Ponton-Brücke gebaut. Die andere Hälfte des Flusses ist seicht. Es ist bereits Mittag, als wir erfahren, daß auf der anderen Seite ein Truck beschafft worden sei. Nun haben wir „nur noch“ die Aufgabe, unser Gepäck über den Fluß zu bekommen. Also, Schuhe geschultert, Koffer auf den Rücken und los. Es ist eine lang-

wierige und mühsame Arbeit. Der Fluß ist seicht, hat aber ziemliche Strömung. Das Flußbett ist mit harten Kieseln „gepolstert“. Leid tun mir die Männer, die das schwere Gepäck hinüberschleppen. Auf dem gegenüberliegenden Ufer ist der Truck noch kleiner als der „gehabte“. Gegen Nachmittag geht die Fahrt weiter. Unsere Unterbringung ist nicht nur problematisch, sondern dramatisch, denn eigentlich ist das Fahrzeug schon ohne uns voll. Gerettet hat uns, daß die Fahrt nach Neu-

Kaiyuan nur eine gute halbe Stunde dauert. Dort wird das Gepäck erneut ausgeladen. Freundlicherweise fährt man uns bis auf den Bahnsteig, so daß die Mühe des Aus- und Einladens erträglich ausfällt.

Unser Zug kam tatsächlich bald. Die zwei Stunden Fahrt bis Mukden vergingen schnell. In Mukden wurde es etwas stillvoller. Herr Kunn und Herr Chen kreuzten auf. Sie kennen mich bereits, bedauern aber, nichts für mich tun zu können. Im übrigen wird uns „zu unserem Schutz“ eine eindrucksvolle Militär-Eskorte zugeteilt. Annähernd auf jeden Deutschen kommt ein Flintenmann. Der Ton ist aber recht freundlich. Aus einer heiß ersehnten Nachtbleibe mit Waschgelegenheit wird leider nichts. Wir müssen im Zug nächtigen. Jeder holt seine harten Eier und altbackenes Brot hervor. Die Nacht, die folgte, war unsagbar grauenhaft und die einzige, in welcher ich auch nicht eine Sekunde geschlafen habe. Ich lag übereck, das heißt, mit dem Kopf auf einer Bank, mit den Füßen auf der gegenüberliegenden, in der Mitte ein Koffer, des-



Die Bahnstrecke Hsinking (ab 1945: Chang-Chun) bis Tientsin
Quelle: Japan Tourist Bureau: Along Manchurian Railways

sen Griff mich ins Kreuz stach. Über mir im Gepäcknetz schlief ein Soldat, in der anderen Ecke schnarchte Herr R. In ahnungsvoller Voraussicht streute ich DDT, rieb mich mit einem Anti-Insekten-Mittel ein, kroch in meinen Schlafsack und – wurde von Flöhen bald zu Tode gebissen. Es war entsetzlich.

29. August: Am nächsten Morgen wieder harte Eier usw. Um 9 Uhr wollten die Chinesen zur Weiterbeförderung kommen, gegen 12 Uhr tauchten endlich die ersten auf. Man war übrigens sehr liebenswürdig zu mir. Zur Sorge sei kein Anlaß. Mein Fall werde sich in Tientsin oder Shanghai leicht regeln lassen.

Die ersten Mukden-Deutschen kamen an, zum Teil bekannte Gesichter. Erschüttert blickten wir armen „Changchunesen“ auf die riesigen Gepäckberge, die angerollt kamen. Kampfertruhen in Lattenkisten, fein markiert, usw. „Wieviel habt Ihr denn pro Kopf?“ – „Oh, so ungefähr 800 pounds.“ Zu Mittag ging ich noch in den Speisesaal essen. Mich und meine Landsleute begleitet ein Soldat als Wache. Ich sah ihn mit sehnsüchtigen Augen unser Essen verfolgen. „Armer Kerl“, dachte ich bei mir, „du kannst doch sicher nichts dafür, daß ich hier sitze,“ und schenkte ihm 1.000 (chinesische) Dollar. Selten habe ich eine solche Glückseligkeit erlebt. Irgendwie tat mir das gut. Da gibt es nun Tausende in China, die sich kein anständiges Essen leisten können. Ist das nicht schlimmer als mein Los? Glücklicherweise asiatisches Gesicht, ich werde dich nicht vergessen.

Nach dem Essen beginnt schließlich der offizielle Teil. Es steigt die erste Gepäckkontrolle, sehr anständig übrigens. Abschließend wird geimpft gegen Cholera, Typhus, Ruhr und Pocken. Dazu bekommt man eine Ladung DDT in die Unterwäsche. Gegen 4 Uhr zog der Zug an. Jetzt ging es immer schneller von Gianni fort. Die Strecke war mir noch frisch im Gedächtnis. Jetzt stand alles in sommerlicher Pracht. Im Zuge polsterte man noch sein Plätzchen, ging zu Bekannten schwätzen, und so wurde es schnell Abend. Chinese Chow [*chinesisches Essen*].

30. August: Zu guter Zeit war ich früh munter. Gerädert, hatte aber doch ein klein wenig geschlafen. Katzenwäsche, und dann war man zum Endspurt fertig. Shanhaikuan, mandschurische Grenze, Nun konnte uns der Bürgerkrieg nicht mehr gefährlich werden, aber wie weit liegt alles zurück. Noch einmal geliebtes Peitaiho vom Fenster aus. Es ist das letzte Mal, daß ich die Hügelketten und das Meer sehe. Danach verläuft die Fahrt nur zu schnell. Ich kenne beinahe jeden Ort. Dort die Bergketten, hier die Kohlehalden, Tangshan, Salzfelder.

Tientsin. Die hohe Polizei ist da, ebenso Militär, aber nicht mehr zu unserem Schutz, sondern ganz unverkennbar zu unserer Bewachung. Am Central-Hotel (drittklassig, chinesische Absteige) wurden wir ausgeladen. Fünf Mädchen kommen in ein Zimmer mit einem Bett, Aber man ist ja so froh, sich überhaupt einmal strecken zu können. Nur diese Hitze. Alles klebt. Dazu die Schlepperei mit dem Gepäck. Ich war restlos erschossen. Nur waschen, sauber anziehen und hinlegen. Es macht schon nichts mehr aus, daß ich das Bett mit Frau F. teilen muß, die ständig in Tränen aufgelöst ist. Das Öffnen meines Seesacks hatte auch noch „Erfreuliches“ zu Tage gebracht. Er hatte sich ja in der Mandschurei so schön vollgesogen. Dabei hatte so manches abgefärbt. Frau Bomford, die ein ähnliches Schicksal wie ich hatte, Fräulein Leitholt und Fräulein Weckerle und ich sind Zimmergenossinnen.

31. August: Am nächsten Morgen wird erst einmal wieder richtig gefrühstückt. Früh gehe ich mit Frau F. und Frau Bomford zu den Chinesen. Kuan ist bereits da. Man ist sehr freundlich, aber Shanghai wird alles entscheiden. So langsam werden die Hoffnungen bänger, aber wir lassen uns nicht unterkriegen. Nachmittags bekomme ich noch einmal Ausgang und bin meiner Sache so sicher, daß ich mir außer chinesischem Blütentee und ein paar Haarklammern nichts kaufe. Ich Kamel. Bekannte, mit denen ich aus war, laden uns zu Kiessling & Bader ein. Da wußte ich nicht, daß das mein letztes Schlemmermahl sein würde!

Kaum war ich in das Hotel zurückgekommen, wird mir eine Visitenkarte gebracht: Bruder Kephass Spee,² mein guter Engel. Er kommt allerdings nicht mit meinen guten Sachen aus Peking, sondern mit Zahnschmerzen aus Peitaiho. Ich hätte ihn umarmen können. Er war die Brücke zu allem, was mir in China „Heimat“ war. Irgendwie ging ich glücklich und getröstet zu Bett.

1. September: Am nächsten Morgen nach dem Frühstück hieß es wieder: Gepäck herunter. Wieder Gepäckkontrolle. Endlich, endlich kommen die Trucks, die uns zum Flugplatz brachten.

Inzwischen waren die tollsten Märchen gekreist, daß wir nur mit 50 pounds Gepäck fliegen dürfen. Glücklicherweise stellte es sich als falsch heraus. Erst sollte alles Gepäck gewogen werden. Das hieß wieder schinden. Zuletzt unterblieb es ganz. Oh, China!

Zum Flugplatz fährt man eine ganze Strecke. Unterwegs überholte uns ein blöder Amerikaner mit

² Finanzdirektor der katholischen Fu Jen-Universität Peking; siehe StuDeO-INFO April 2007, S. 14.

gezücktem Revolver, aus Wut, daß er nicht schnell genug vorbeikam. Es war Ehrensache, daß wir auf dem Flugplatz geraume Zeit warten mußten. Ich war doch leicht erregt und gespannt. Der erste Flug und dazu noch ein so langer. Irgendwie rieselte es mir den Rücken herunter, als der erste Vogel anbrauste und landete. Beim Einsteigen mußte man einen Revers unterschreiben, daß man im Unglücksfall die U.S.A. nicht haftbar macht. Jedem wurde sogleich ein Fallschirm umgeschnallt und erklärt. Da wurde einem etwas komisch. Zufälligerweise kam ich an einem Emergency Exit zu sitzen. Da konnte es so schlimm nicht werden.

Die Motoren werden angelassen. Werde ich luftkrank? Wie wird es wohl sein? Fünf Minuten später weiß ich es. Es ist wunderschön. Gottes Wunderwelt – nie war ich Dir näher!

Nach vier Stunden geht die Maschine in den Sinkflug über. Shanghai ist in der Ferne in Sicht. Dort das Park-Hotel, Wing-On [*großes Kaufhaus in der Nanking Road*]. Wie lange ist es her? Fast vier Jahre. [...] Man klettert von Bord. Die Männer müssen wieder zur Arbeit heran. Schließlich werden wir wieder einmal auf einen Lastwagen gepfercht. Unser Gepäck nehmen Kulis auf anderen Trucks wahr. Wieviel werden wir davon wiedersehen? Sie brausen wie wild ab und halten es nicht für nötig, die hintere Bordwand hochzuklappen. Knapp dahinter brausen wir. Stehen müssen wir wiederum dicht gedrängt, und die Fahrer fahren so gemein, daß man aufpassen muß, nicht hinausgeschleudert zu werden. Seltsam ist es nachts am Broadway und am Pier. In die Dunkelheit leuchten die Scheinwerfer der „General Black“, die uns nach Deutschland transportieren soll. Schwarz, düster, beinahe drohend erheben sich die Umrisse des

Truppentransporters. Seine Ladebäume sind dabei, in großen Netzen das schwere Gepäck an Bord zu hieven.

Wir werden langsam durchgeschleust. Wieder heißt es „Gepäckrevision“. Das dritte Mal. In blütenweißer Uniform stehen da zwei Beamte. Höhnisch grinsen die Gesichter. Der Gelbe hat Macht über den Weißen. 200 U.S. \$ mitzunehmen war erlaubt. 200 \$? Sie sind falsch orientiert, mein Herr. 100 Dollar werden abgenommen. Ich selbst hatte 50 \$ bei mir, und die auch noch versteckt.

Als ich mein Gepäck die Gangway hinaufschleife, bin ich am Umsinken. Körperlich absolut fertig, das erlebe ich zum ersten Mal in meinem Leben. Es ist mir daher auch ganz gleichgültig, ob mein Gepäck vollständig am Pier eingetroffen ist und verladen wird. Nur zur Ruhe kommen. Beim Betreten des Schiffes werden mir die Assignment Card [*Zuweisung des Schlafplatzes*] und das Meal Ticket in die Hand gedrückt. 5 F ist mein Compartment [*Schlafsaal*].

Ich mache es kurz, denn von nun an haben viele Deutsche dasselbe erlebt. Ich schlief drei Decks unter der Wasserlinie. Die Hitze war kaum auszuhalten, da das Schiff bereits mehrere Tage im Hafen gelegen hatte. Schlafsaal mit 250 Liegen, unter uns eine Frau, die durchdrehte und halbe Nächte schrie.

Am nächsten Tage entdeckte ich, daß ich als „Freiwillige“ an Bord bin. Wie sagt man in Peking? „Mei-you fa-dse (Macht nichts)!“. Und so kam ich nach Wochen halbwegs gesund, mit allem Gepäck in Deutschland an. Für meine zurückgebliebene Liebe konnte ich nur schreiben: „Journey's end in lovers' meeting!“

Als Arzt in Korea zwischen 1954 und 1959

2. Teil

Günther Huwer

Der Süden Pusan liegt langgestreckt im Halbkreis um den Hafen, den eine Insel, die bis zu vierhundert Meter hohe Mogdo, gegen das offene Meer schützt. Der Norden der Stadt zieht sich in einem Tal ins Landesinnere. Die Stadt dürfte sich über etwa zehn Kilometer erstrecken. Dicht hinter dem schmalen Streifen des Hafenbezirks steigt das Gelände steil an. Aus früherer Zeit, als ich 1935 von Japan über Shimonoseki nach Peking reiste, war

mir Pusan als schmucke Hafenstadt mit etwa 300.000 Einwohnern bekannt. Die Höhen waren damals bewaldet. Die Japaner, die seit 1905 in Korea herrschten, hatten weithin große Flächen aufgefördert. Jetzt bot die Stadt einen völlig anderen Anblick, ein Bild der Zerstörung. Viele Gebäude waren zerbombt, die Straßen total ramponiert. Die Höhen rings um die Stadt waren kahl, selbst im Sommer nach der Regenzeit nur kärglich begrünt.

An allen Hängen bis hoch hinauf klebten Abertausende von primitiven Hütten, notdürftig aus Wellblech, Pappe und Brettern zusammengeflickt. Hier hausten die Flüchtlinge, die während des Korea-Krieges vor den Kommunisten bis nach Pusan, bis in den äußersten Südosten der Halbinsel, geflohen waren.

Nur Pusan und seine unmittelbare Umgebung waren von den Amerikanern gehalten worden. Der nordkoreanische Angriff war erfolgt, als die Amerikaner schon den größten Teil ihrer Truppen abgezogen hatten. Unter dem Kommando von General MacArthur landeten Truppen in Pusan, welche die kommunistischen Streitkräfte zurückdrängten. Die Flüchtlinge aber, zum großen Teil Nordkoreaner, blieben in Pusan zurück. Die Stadt zählte nun plötzlich 1,2 Millionen Einwohner, die meisten arbeits- und völlig mittellos. Wir haben dort grauenhaftes Elend gesehen. Man schätzte, daß fünfzig- bis sechzigtausend Kinder, deren Eltern im Krieg umgekommen waren oder die von ihren Eltern in den Wirren der Flucht getrennt wurden, wohnungslos in Gangs vom Betteln, Rauben und Stehlen lebten, ja leben mußten.

So grauenhaft diese Zustände auch waren, gelegentlich entbehrten sie nicht der Komik. Ich sehe noch das verdutzte Gesicht unseres Botschafters Hertz vor mir, der bei seinem ersten Besuch sehr feierlich von den Honoratioren Pusans und von mir am Bahnhof empfangen wurde. Er schwenkte nach dem Aussteigen lächelnd mit großer Geste seinen Hut, der im selben Moment aus seiner Hand verschwand. Ein Dreikäsehoch, der ihn mit affenartiger Geschwindigkeit erwischte hatte, verschwand unter dem nächsten Waggon und ward nicht mehr gesehen. Irgendwo in der Nähe warteten offenbar Komplizen, das gemauste Stück wanderte wohl von einem zum andern und bleibt zunächst un auffindbar. Die Reaktion des Botschafters nahm der Situation alles Peinliche: er lachte laut und herzlich! Da die Polizei diese Kinderbanden genau kennt, wahrscheinlich sogar an der Beute beteiligt ist, kann sie gestohlenes Gut wiederbeschaffen. So auch dieses Mal: am Nachmittag jedenfalls hatte unser Botschafter seinen Hut wieder.

In Pusan hatte sich das Elend in kaum vorstellbarer Weise verdichtet: In den sehr strengen Wintern erfroren immer wieder zahllose Menschen. Und während der Regenzeit zerfielen ihre Hütten und rutschten den Hang hinab. Kein Wunder, daß diese Menschen die reichen Amerikaner, in deren PX sich Güter aller Art häuften, bestahlen, wo immer es ging. Kein Wunder, daß viele Mädchen auf die Straße gingen, um der Familie das Überleben zu ermöglichen.

Mich reizte, das koreanische Volk zu beobachten, um zu sehen, wie weit es sich von den Chinesen unterscheidet. Schließlich hat Korea seine kulturellen Grundlagen, die Schrift, die Kunst und die konfuzianische Ethik von China übernommen. Andererseits hat die Sprache nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Chinesischen. Der Koreaner ist weitaus emotionaler als der gelassene, ruhige Chinese. Er ist bereit zur völligen Hingabe, deutlich im religiösen Bereich, er kann aufbrausen, kann sich fröhlich gehen lassen. Der Tanz ist ebenso beliebt wie die Musik. Auch arme Familien lassen ihre Töchter Tanzunterricht nehmen, die Anmut dieser Mädchen ist bezaubernd. Chinesische Mädchen habe ich nie tanzen gesehen! Auch gesungen wurde in China nicht! Unsere koreanischen Schwestern sangen gern und zur Überraschung, ich möchte hinzufügen, manchmal auch Beschämung, sangen sie deutsche Volkslieder in deutscher Sprache, von denen manche meinen Landsleuten nicht mehr bekannt waren.

Wir haben im Laufe der fünf Jahre 86 koreanische Ärzte beschäftigt. Rechnen wir 20 davon ab, die nur kurze Zeit bei uns waren, dann bleiben es immer noch mehr als 60 Ärzte, die von uns klinisch ausgebildet wurden. Als Dolmetscher waren sie unentbehrlich. Ihre guten Sprachkenntnisse hatten sie in ihrer Ausbildung erworben, denn ihr Studium hatten alle in deutscher Sprache absolvieren müssen. Während die Japaner Korea beherrschten, war die gesamte medizinische Fakultät in der Fach- wie in der Umgangssprache deutsch ausgerichtet gewesen, ähnlich wie in Japan. Die praktischen Kenntnisse der Ärzte waren anfangs ungenügend, die Lehrbücher allerdings konnten sie auswendig. Bei ihrem großen Fleiß und guter Begabung haben sie rapide Fortschritte gemacht, und bald konnten wir deutsche Assistenten durch Koreaner ersetzen. Ebenso gute Erfahrungen machten wir mit den koreanischen Schwestern, die wir aus unserer Schwesternschule für das Hospital herangezogen hatten.

Es erfüllt mich heute noch mit Genugtuung, daß ich dieses Fortbildungsprogramm für unsere koreanischen Ärzte und Schwestern gegen den Widerstand vorgesetzter Behörden, koreanischer wie vor allem deutscher, durchgesetzt habe, denn nur so ließ unser Hospital nach seiner Schließung auf medizinischem Gebiet ausgebildete Menschen zurück, die in Korea so dünn gesät und daher so wichtig waren. Dementsprechend war ich enttäuscht, daß später viele gut ausgebildete koreanische Schwestern nach Deutschland kamen, um hier zu arbeiten, während das Heimatland unter Schwesternmangel litt.

Mehr als zwei Jahre lang haben wir zusätzlich das Leprosorium in Tal-Un-Dong betreut, und 1958 waren wir an der Bekämpfung einer schweren Encephalitis-Epidemie [Hirnhautentzündung] beteiligt.

Wir deutschen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des DRK-Hospitals in Pusan bildeten meines Wissens die erste deutsche „Mission“ im Ausland nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs. Da Deutschland noch nicht UN-Mitglied war, wurden wir unter der Flagge des neutralen Roten Kreuzes hinausgeschickt. Wir unterstanden „draußen“ aber den United Nations und dem in Korea geltenden Kriegsrecht. Unser Tun hat man anfangs mit Mißtrauen, dann aber eher mit Neugier beobachtet. Von September 1954 bis September 1956, also innerhalb von zwei Jahren, sahen wir bei uns im Hospital an Amerikanern nicht weniger als elf Generäle, darunter alle Kommandeure des amerikanischen Sanitätskorps, außerdem elf Oberste, darunter ebenfalls viele Angehörige des Sanitätskorps. Aus den USA kamen sechs Professoren von medizinischen Fakultäten namhafter Universitäten, ferner Engländer, Schweizer, Schweden, auch Abgesandte des Roten Kreuzes vieler Länder und, nicht zu vergessen, diverse Botschafter. Sie alle verbanden ihre Besuche mit eingehenden Besichtigungen.



General White zeichnet Professor Huwer mit der Medal of Freedom aus, Seoul 1956

Quelle: StuDeO-Fotothek P6501

Die amerikanischen Beobachter müssen mit der Arbeit unseres Krankenhauses zufrieden gewesen sein, denn im September 1956 wurde unsere Arbeit von den United Nations, de facto von den Amerikanern, öffentlich anerkannt. Der Standortkommandant benachrichtigte mich, daß ich vom Oberkommandierenden Fernost, General Joe White, zur Ordensverleihung nach Seoul eingeladen sei. Das war eine fast erschreckende Überraschung. Zusammen mit dreien meiner Mitarbeiter

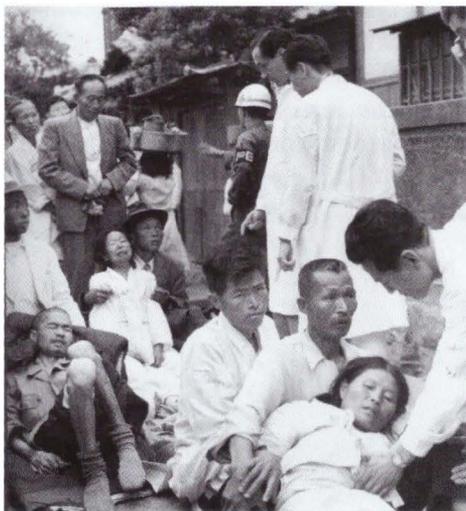
erwartete ich dann auf K. 9., dem Flugplatz Pusan, das Dienstflugzeug General Whites, das pünktlich aufsetzte. Ein farbiger riesiger Major fliegt die Maschine. Es ist ein sonniger Herbsttag, an dem wir nordwärts fliegen über offenes Gebirgsland, über abgeerntete Reisfelder, über Dörfer mit ihren Grasdächern, auf denen gelbe Melonen leuchtend reifen. Wir fliegen tief und landen nach etwa zwei Stunden in Seoul. Unter Sirenengeheul geht es zum Paradeplatz vor dem Stabsgebäude. Mir wird heiß und kalt, als ich die Ehrenkompanie, die einzelnen Züge, von Truppen der UN-Mitglieder gestellt, und hinten die amerikanische Militärkapelle erblicke. General White tritt mit mir vor die Front. Der Offizier, der die Ehrenkompanie kommandiert, macht Meldung. Die Zugführer geben ihren Zügen den Befehl, und die Kompanie präsentiert vor dem deutschen Arzt, dem Zivilisten, dem Leiter des DRK-Hospitals das Gewehr. Und dann ertönt sogar die deutsche Nationalhymne, von amerikanischen Militärmusikern gespielt, in Korea, weit entfernt von der Heimat. Die amerikanische Nationalhymne folgt. General White fordert mich auf, mit ihm die Front abzuschreiten. Dann heftet mir der Vier-Sterne-General die Medal of Freedom mit Bronze-Palmzweig an die Brust, während ein Offizier die Verleihungsurkunde, ein Loblied auf unser Hospital, über dröhnende Lautsprecher verliest.

Es folgt ein kurzer Empfang durch General White in dessen Haus im Beisein seiner Frau und einiger hoher Offiziere. Die meisten kannten Deutschland, sie hatten dort gekämpft. Nach einer Ansprache Whites, in der er unser Hospital abermals lobend erwähnt, danke ich und wünsche dem Präsidenten Eisenhower, der damals einen Herzinfarkt erlitten hatte, Gesundheit und erfolgreiches Wirken für den Frieden in der Welt. Noch eine halbe Stunde bei Kaffee und einem Drink, dann geht es wieder unter Sirenengeheul, jetzt durch das nächtliche Seoul, zum Flugplatz.

Ausgelegt war unser Hospital für 250 Betten. Wir mußten aber regelmäßig bis zu 40 Patienten mehr aufnehmen, die dann auf Tragen auf den Gängen oder zwischen den Betten untergebracht werden mußten. Kinder wurden immer zu zweit in ein Bett gesteckt. Trotz dieser ungünstigen Umstände, zu denen auch der Mangel an Räumlichkeiten zur isolierten Unterbringung von Patienten zählte, waren unsere Bemühungen, den gefürchteten Hospitalismus zu vermeiden, zum Glück erfolgreich.

Keinem der Ärzte wird je der Tag der Eröffnung aus der Erinnerung schwinden. Vor dem Hospitalingang läuft die sehr breite Hauptstraße Pusan und gegenüber zweigt von dieser Hauptstraße eine

Querstraße ab. An jenem 24. April 1954 hatten sich buchstäblich Tausende von Kranken morgens in aller Frühe schon eingefunden. Die Hauptstraße war total blockiert, die Querstraße, soweit man sehen konnte, war schwarz von Menschen. Es war erschütternd, dieses Elend, diese Armut, diese Krankheiten in solcher Häufung zu erblicken und zugleich zu wissen, daß wir nur einem Bruchteil der Hilfesuchenden würden helfen können. Was menschenmöglich war, ist damals und in der Folgezeit geschehen.



*Andrang bei Eröffnung des DRK-Hospitals.
Ärzte kümmern sich um die dringendsten Notfälle,
Pusan, 24. April 1954
Quelle: StuDeO-Fotothek P6405*

Am späten Abend des Eröffnungstages hatten wir alle das Gefühl, Gutes geschafft zu haben, wir waren allesamt rechtschaffen müde. Es ist schwer, einen so hohen Grad an Einsatzbereitschaft durchzuhalten, aber solange das Hospital bestand, also fast fünf Jahre lang, blieb es bei dieser Gesinnung, die nie nach arbeitsvertraglich festgelegten Wochenstunden und Ruhezeiten fragte.

Mit ganz wenigen Ausnahmen sind heute noch [1982] die „alten Koreaner“, die Kollegen und Mitarbeiter, die das „koreanische Abenteuer“ erleben durften, glücklich in der Erinnerung an Jahre, in denen sie allein ihrer Berufung leben durften. Dabei war der Dienst am Kranken dort draußen weitaus gefährlicher als in der Heimat. Sehr viele Patienten litten an Tbc, natürlich auch Offener Tbc. „Bei uns“ kaum noch vorkommende Infektionen wie Typhus, Paratyphus, Amöbenruhr traten nur zu oft auf. Chlonorchis, der Leberegel, Paragonimiasis, der Lungenegel, gehörten zum täglichen Bild. Zwei unserer Schwestern und ich selbst erkrankten an einer Virushepatitis, von Patienten angesteckt. Unserem Internisten Dr. Pfannenmüller, einem erfahrenem Arzt, verdanken wir unsere Genesung. Nach dreiwöchigem Krankenlager

schickte er mich, es war im Winter 1956/1957, in den dringend angezeigten Erholungsurlaub nach Japan.

Zum Urlaubmachen reisten wir alle nach Japan, und zwar aus einem einfachen Grund: In Korea gab es damals keinerlei Gasthäuser oder Hotels, wo man hätte unterkommen können. Die UNO ermöglichte uns, in amerikanischen Transportmaschinen mitzufliegen. Auch für Unterkünfte in Japan war gesorgt. Wir wohnten in Hotels, die von den Amerikanern für die UNO gemietet waren. Es waren ruhige und schön gelegene Häuser. Und da fällt mir eine kuriose Begebenheit ein, die sich im Nikko-Kanko-Hotel abspielte. Es saßen wohl acht bis zehn Hotelgäste um das Kaminfeuer. Generale und Oberste mit ihren Frauen und ich als einziger Deutscher genossen bei einem abendlichen Drink die gemütliche Atmosphäre. Neben mir saß ein Ehepaar, das sich zu meinem Erstaunen immer mal wieder auf chinesisches unterhielt und dabei Bemerkungen über die Anwesenden – keineswegs böseartig, aber fröhlich lästerlich – austauschte. Da ich diese Bemerkungen nicht überhören konnte, verriet ich ihnen, daß ich ihre Unterhaltung verstehe! Wir kamen natürlich ins Gespräch. Oberst Cunningham – so sein Name – fragte mich dann nach China aus, wo ich gearbeitet hätte, ob ich den oder jenen kannte u.s.w., um dann plötzlich verduzt zu bemerken: „O my dear, you are the guy, whom we tried to catch, traveling all over North-China!“ Er war tatsächlich einer der Geheimdienstleute, die darauf angesetzt waren, mich auf meiner Flucht [um 1947 der Repatriierung zu entgehen] zu stellen. Ja, und nun war ich ihm rangmäßig überlegen, war mit der „Medal of Freedom“ vom Präsidenten der USA ausgezeichnet! Wir haben uns sehr gut und fröhlich unterhalten, ich erzählte von meiner Flucht, er von seinem vergeblichen Bemühen.

Zu den früher genannten unerfreulichen Zuständen im Krankenhaus trat von Jahr zu Jahr deutlicher in Erscheinung, daß unser Provisorium, die Gebäude, nun nach spürbarer Erholung des Landes von den argen Verwüstungen des Krieges nicht mehr den Anforderungen entsprachen.

Seit Mitte 1957 habe ich die Schließung des Hospitals für spätestens 1958 gefordert. Botschafter Hertz hat mir zugestimmt und auch seinerseits das Auswärtige Amt dafür zu gewinnen gesucht. Herr Weitz, damals Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, schloß sich unter Hinweis auf die steigenden personellen und sachlichen Schwierigkeiten dem mit Nachdruck an. Als ich im Mai 1958 während meines Heimaturlaubs im Auswärtigen Amt vorsprach, waren die beiden zuständigen Herren, wie sie zugeben mußten, über die Nöte und

Sorgen des Hospitals überhaupt nicht orientiert. Das einzige, was sie wußten und süffisant als unnötigen Luxus bezeichneten, war, daß zu Weihnachten jeder Hospitalangehörige, dazu auch jeder Kranke und alle am Hospital tätigen Koreaner, rund 500 Mann, je ein halbes Huhn haben verzehren dürfen. Die Amerikaner hatten uns offiziell erlaubt, zum Fest für den besagten Personenkreis die im übrigen spottbilligen Hühnchen zu beziehen. Von unserer Arbeit und unseren Entbehrungen wußte man in Bonn buchstäblich nichts! Es blieb bei dem stereotypen Bescheid: „Das Auswärtige Amt hat sich vorerst für ein unbefristetes Fortbestehen des Hospitals entschieden.“ Im Herbst 1958 habe ich dieses Verhaltens wegen dem DRK meine Kündigung eingereicht. Erst auf den unsachlichen,

unwahren und verleumderischen Bericht eines deutschen Arztes an das DRK hin sah man sich in Deutschland veranlaßt, eine Kommission nach Pusan zu entsenden. Dr. Burman, der für den Bund tätige Arzt, riet mir noch während seines Aufenthaltes in Pusan, das Hospital zu schließen, was dann zum 31. Dezember 1958 erfolgte. Am 14. März 1959 gab die amerikanische Armee eine „closing party“ für die Verantwortlichen unseres Projekts.

Ich nahm schweren Herzens Abschied von Korea, in dem ich fünf meiner schönsten Berufsjahre verbracht hatte. Gemeinsam mit einer kleinen Zahl Helfer war die gesamte Einrichtung des Hospitals an koreanische Institute und an deutsche Einrichtungen abgegeben worden.

Behn, Meyer & Co., Penang 1960 bis 1965

Peter Hütz

Von Herbst 1960 bis Ende 1965 war ich in Penang Leiter der Niederlassung von Behn, Meyer & Co. (Malaysia) Ltd. (im folgenden abgekürzt BM). Ich übernahm die Niederlassung von W. Stünitz, der das Penang-Büro von BM 1958 wieder eröffnet hatte. Sie war für die Geschäfte in Nord-Malaya zuständig. Zum Zeitpunkt meiner Versetzung nach Penang war ich siebenundzwanzig Jahre alt.

Hintergrund und historische Entwicklung der Firma von 1840 bis 1959

BM war 1840 von zwei unternehmenslustigen Hamburger Kaufleuten in Singapore gegründet worden. Die Eröffnung der ersten Niederlassung in Penang erfolgte 1891.

Zweimal, 1914 und 1939, war mit Ausbruch der beiden Weltkriege alles Vermögen von BM in Malaya und Singapore entschädigungslos enteignet und die Firma in die Liquidation gezwungen worden. Die Briten verhinderten auch die Wiedergründung der Firma unter ihrem alten Namen nach dem Ersten Weltkrieg.

Erst 1955, also zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, gelang es, gegen den beharrlichen Widerstand von Seiten der britischen Singapore-Administration die rechtlichen Voraussetzungen für eine Wiedergründung der BM-Niederlassung unter ihrem alten Namen zu schaffen. Im selben Jahr erfolgte die Eintragung in das dortige Handelsregister. 1958 wurden die Büros in Kuala

Lumpur und Penang eröffnet. 1959 erfolgte deren Überführung in eine Behn, Meyer & Co. (Malaysia) Ltd.

Praktisch mit der Wiedergründung von BM im Jahre 1955 gelang es, das Geschäft in Singapore und Malaya zügig wiederaufzubauen. Alle Vermögenswerte aus der Vorkriegszeit waren zwar verloren, der hervorragende Ruf der Firma bestand jedoch noch immer. Die Hauptagenturen wie die der IG Farben-Nachfolgegesellschaften BASF, Bayer und Hoechst hatte man mit Hilfe der befreundeten englischen Firma Paterson, Simons & Co. für Singapore und Malaya halten können. Dazu kamen weitere Vertretungen erstklassiger Firmen wie u.a. AGFA Filme und Fotopapiere, Rollei Kameras, Olympia Schreibmaschinen sowie des Bauunternehmens Züblin.

Die Geschäfte der Niederlassung in Penang entwickelten sich ebenfalls sehr gut. Wichtige Kunden für das volumenmäßig bedeutende Düngemittel- und Pflanzenschutz-Geschäft waren die großen Plantagengesellschaften für Kautschuk und Palmöl in Nord-Malaya, die damals noch teilweise in britischen, amerikanischen, dänischen oder französischen Händen waren. Aber auch die Reisbauern in Kedah und Perak waren treue Kunden für Stickstoffdünger und Schädlingsbekämpfungsmittel. Der Freihafen Penang machte es für viele chinesische Händler attraktiv, Produkte dort zu kaufen, die anderswo mit Zöllen belegt wurden. Dazu gehörten Industriechemikalien, Farbstoffe, Kameras,

Filme, Fotopapier und Schreibmaschinen, um nur einige Warengruppen zu nennen.

In meine Zeit in Penang fiel die Akquisition des Auftrags für den Ausbau des Hafens Penang Butterworth durch ein Konsortium der Firmen Züblin und Gammon Malaya, das wir zusammengebracht hatten. Der Auftrag hatte ein Volumen von über DM 30.000.000, viel Geld für damalige Verhältnisse. Das Projekt wurde von der deutschen Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) finanziert.

Bei meinem Weggang beschäftigte BM in Penang vier Deutsche und fünfundzwanzig Malaysier. Zweifelsohne waren es nicht zuletzt die jungen in Deutschland ausgebildeten Kaufleute, auch in der Firmenleitung, die wesentlichen Anteil an der Wiederbelebung der BM-Gruppe und auch der Niederlassung in Penang hatten.

Penang 1960



Penang, bestehend aus der gleichnamigen Insel und der Provinz Wellesley auf dem gegenüberliegenden Festland, war, wie Singapore, britische Kronkolonie gewesen, dann aber 1957 in der Malaiischen Föderation aufgegangen. Staatsoberhaupt war ein malaysischer Gouverneur. Der Regierung von Penang stand zu meiner Zeit als Chief Minister Dato Wong Pow Nee vor, zu dem sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickelte. Penang und Wellesley zählten etwa 750.000 Einwohner. In der Stadt Georgetown, wie Penang offiziell heißt, lebten etwa 350.000 Menschen, ein Großteil von ihnen chinesischer Abstammung. Daneben gab es natürlich auch Malaien, Inder, Thais, Eurasier und Angehörige vieler anderer Nationen neben etwa 500 Europäern, die meisten von ihnen Briten. Die verschiedenen Völkerschaften und Nationen lebten in der weltoffenen Handelsmetropole Penang friedlich nebeneinander, und so standen denn auch christliche Kirchen neben malaiischen Moscheen, indischen Tempeln und thailändischen Pagoden. Australien unterhielt einen Luftwaffenstützpunkt in Butterworth und hatte dort etwa 1.000 Mann

stationiert, deren Angehörige auch in Penang selbst wohnten. Sie lebten sehr auf sich gestellt und hatten kaum Kontakte mit den übrigen Einwohnern.

Penang galt zu Recht als Perle Südostasiens. Die Insel selbst mit ihren Palmenstränden, Reisfeldern, malerischen malaiischen Holzhäusern und dem 800 m hohen Penang Hill stellte zusammen mit der alten noch sehr gut erhaltenen Chinesenstadt so etwas wie einen Mikrokosmos des schönen Malayas dar.

Der Hafen Butterworth, gegenüber auf dem Festland gelegen, der drittgrößte der malaiischen Halbinsel nach Singapore und Port Swettenham (heute Port Klang), war auch ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt für Eisenbahn- und Straßenverbindungen nach Norden und Süden.

Der Flughafen Bayan Lepas auf der Insel Penang ermöglichte schon damals schnelle Flugverbindungen nach Kuala Lumpur, Singapore, aber auch nach Medan (Indonesien) sowie nach Pukhet, Haadyai und Bangkok (Thailand).

Mein Leben in Penang

Bei meiner Versetzung nach Penang gab es dort sonst keine Deutschen. Das gesellschaftliche Leben orientierte sich an englischen Normen und Vorstellungen. Die Unabhängigkeit Malayas hatte daran nichts geändert, im Gegenteil sogar bewirkt, daß Malaysier diese Normen übernahmen und streng auf ihre Einhaltung achteten. Persönliche, ja freundschaftliche Kontakte zu Briten, anderen Europäern und zunehmend auch zu Chinesen und anderen Einheimischen zu knüpfen war für mich selbstverständlich.

Wie schon zuvor in Singapore wurde ich in den noch sehr britisch geprägten Clubs herzlich aufgenommen. Dies galt besonders für den Penang Swimming Club, der so etwas wie das Zentrum europäischer Geselligkeit darstellte. Daneben war ich aber auch aktives Mitglied des Penang Sports Club, des Penang Club und der Royal Society of St. Andrews. Letztere veranstaltete einmal jährlich eine St. Andrews Night. Scottish Dancing war Pflicht und wurde schon Wochen vorher geprobt. Die Teilnahme daran brachte mir den Spitznamen MacHuetz ein.

Auch in Penang, wie vorher in Hamburg, Ostafrika und Singapore, blieb mein hauptsächlicher Sport das Rennrudern. Der in Glugor beheimatete Penang Rowing Club, dessen "Captain of Boats" ich wurde, konnte zweimal die internationale Interportregatta im Vierer mit Steuermann gewinnen, die einmal jährlich von den Fernostclubs von Cal-

cutta bis Hongkong ausgetragen wurde. Wir gewannen in Singapore 1961 und in Saigon 1962 und wurden damit "Far Eastern Champions" in dieser Bootsklasse.

Ich lebte zunächst in einem der dänischen East Asiatic gehörenden Haus, No. 33 Jesselton Road, dessen Garten an den Race Course grenzte. Später bezog ich ein Haus der Malayan American Plantations schräg gegenüber No. 1 Jesselton Crescent.

Das Haus und den Haushalt versorgte Ah Toy, eine sogenannte „Schwarz Weiß Amah“. „Schwarz Weiß Amahs“ waren ein chinesischer nonnenähnlicher Orden, dessen Angehörige sich lebenslang dem Dienst im Haushalt widmeten. Ihre einheitliche Kleidung bestand aus einer weißen hochgeschlossenen Bluse, einer schwarzen Pluderhose und schwarzen Stoffschuhen. Dazu kam ein schwarzer Regenschirm. Die Haare trugen sie in einem strengen Knoten. Insgesamt waren sie tüchtig, fleißig, sauber und ihrem Haushalt loyal ergeben. Wenn sie älter wurden, adoptierten sie ein kleines Mädchen, das sie großzogen und auf den Dienst im Haushalt vorbereiteten. Die Adoptivtochter sorgte dann für ihre Mutter, wenn diese nicht mehr arbeiten konnte.

Dieses System stammte ursprünglich aus China. Dort wurden viele Mädchen geboren, die traditionsbewußte Eltern, die auf Söhne hofften, gern adoptieren ließen, einmal um sie loszusein, dann aber auch, um ihnen eine sichere Zukunft zu verschaffen.

Ah Toy war eine besonders tüchtige Vertreterin ihrer Zunft. Immer tadellos gekleidet und beherrscht, hielt sie das Haus blitzsauber, kochte gut und murrte nie über die vielen Gäste und Partys, die ihr reichlich zu tun gaben. Nur zweierlei konnte sie aus der Fassung bringen: Mein gelegentlicher Hausgenosse Hendrik Smithuis und der Besuch von Charlotte (Lotte) Wilm, Ehefrau des BASF-Delegierten Paul Wilm aus Singapore. Hendrik arbeitete für eine holländische Konkurrenzfirma. Er war ein netter Mensch, mit Geld konnte er jedoch nicht umgehen und nahm bei zu tiefer Ebbe in seiner Kasse gern mein Angebot an, vorübergehend bei mir zu logieren.

Hendrik und Ah Toy konnten nicht miteinander, was Ah Toy subtil zum Ausdruck brachte. Eines Abends kam Hendrik ins Haus gestürmt, rief laut nach Ah Toy und schmiß ihr eine Hose hin mit der Aufforderung, diese sofort aufzubügeln. Ah Toy nahm die Hose schweigend vom Boden auf, verschwand in ihren Gemächern und tauchte bald wieder auf, die gebügelte Hose über dem Arm. Hendrik riß sie ihr förmlich aus der Hand und stürmte in sein Zimmer. Kurze Zeit später erschien

er wieder und brüllte nach Ah Toy. Auf dem hellen Hosenboden war ein Bügeleisenabdruck eingebrannt. Ah Toy blieb für den Abend verschwunden.

Frau Wilm war die Tochter eines deutschen Diplomaten [*Konsul Heinrich Cordes*] und einer offensichtlich hochgebildeten Chinesin. Sie war vor ihrer Ehe Sekretärin und Dolmetscherin für Oberst Max Bauer¹ gewesen, sprach fließend Deutsch und zugleich ein Mandarin, das die Chinesen in Penang sich vor Ehrfurcht verbeugen ließ. Sie war auch eine vorzügliche Hausfrau, liebte das Kuchenbacken und war voll Mitgefühl für Junggesellen wie mich, die sie dem Hungertod nahe wähnte.

Gelegentlich begleitete sie ihren Mann nach Penang, erschien dann in meinem Haus und übernahm die Küche, in der sie zum Entsetzen von Ah Toy zu wirtschaften begann. Kam ich abends von der Arbeit, quollen Küche und Kühlschrank über von Speisen und Kuchen, die sie für mich bereitet bzw. gebacken hatte. Ah Toy jedoch war zutiefst beleidigt, hatte viel Gesicht verloren, und es bedurfte einer tagelangen Anstrengung meinerseits, ihr zerzaustes Gefieder zu glätten.

Malaysian German Society Penang (MGSP)

In meinem Haus fanden die ersten Treffen mit interessierten Malaysiern zur Gründung der "Malaysian German Society, Penang" (MGSP) statt, die dann am 7. April 1962 offiziell erfolgte. In Dr. N. K. Mennon hatte ich einen ersten Präsidenten finden können, der zeit seines Lebens für seine Deutschfreundlichkeit bekannt gewesen war, ungeachtet der offiziellen feindlichen Stimmung, ausgelöst durch die beiden Weltkriege. Dr. Mennon hat als Kind erlebt, wie der deutsche Kreuzer Emden am 28. Oktober 1914 in den Hafen von Penang eingelaufen und, nachdem er zwei alliierte Kriegsschiffe versenkt hatte, unbeschädigt entkommen war.² Er hat später in Deutschland Medizin studiert. Ein weiteres Gründungsmitglied war Soon Cheng Sun, ein wohlhabender Kaufmann. Ihm gelang es, in Y.B. Tan Sri Khir Johari, PSM, einen prominenten Minister im Kabinett von Tun-ku Abul Rahman, als Patron für die MGSP zu ge-

¹ Oberst Bauer war deutscher Generalberater von Marschall Chiang Kai-shek von Dezember 1927 bis zu seinem Tod im Mai 1929. Lotte Cordes, vom Marschall zur Majorin ernannt (und mit entsprechender Uniform ausgestattet), lernte ihn und seine Frau bei Besprechungen und gemeinsamen Essen kennen.

² Siehe hierzu auch "More than Merchants: A History of the German speaking Community in Penang, 1800s-1940s" von Khoo Salma Nasution, Penang 2006.

winnen und so unsere Gesellschaft sogleich auf höchster Regierungsebene bekannt zu machen.

Von Anfang an unterstützten die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Malaysia und das Goethe-Institut die neugegründete Gesellschaft. Ohne diese Unterstützung und vor allem auch den Anschluß an das Kulturprogramm des Goethe-Instituts hätte die MGSP wohl kaum so erfolgreich starten können. Schließlich fand auch das erste Oktoberfest in kleinem Rahmen in meinem Haus statt. Bei allem Optimismus hat wohl niemand von den Gründungsmitgliedern vorausgesehen, daß sich das alljährlich organisierte Oktoberfest einmal zu der größten und bekanntesten deutschen Veranstaltung in Nord-Malaysia entwickeln würde. – In Anerkennung meiner Initiative zur Gründung der MGSP verlieh mir Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1990 das Große Bundesverdienstkreuz.

Heirat und Geburt unserer Tochter Ursula

Mein Leben änderte sich von Grund auf, als ich Anfang 1964 heiratete und meine Frau Katarina nach Penang kam, wo sie lange die einzige deutsche Frau blieb.

Das Einleben in einer völlig fremden Umgebung fiel ihr zunächst nicht leicht. Ah Toy hatte schon auf die Nachricht meiner Heirat hin gekündigt. Unter einer europäischen Frau zu arbeiten war unter ihrer Würde. Die chinesischen Nachfolgerinnen erreichten den Standard von Ah Toy bei weitem nicht. Auch mußten wir uns zunächst ein anderes Haus suchen und fanden schließlich Ersatz in einem großen alten Tropenhaus in der Babington Avenue. Frau Wilm kam aus Singapore angereist und erwies sich als rettender Engel. Sie führte meine Frau in viele Dinge des täglichen Lebens und der Haushaltsführung in den Tropen ein und zeigte ihr vor allem auch, wie man was auf dem lokalen Markt einkauft und schmackhafte Gerichte mit malaiischen Zutaten zubereitet.

Meine Frau lernte schnell Malaiisch, was ihr half, gutes malaiisches Personal zu finden. Schon bei unserem ersten gemeinsamen Weihnachten arrangierte sie eine Bescherung für unser Hauspersonal und erklärte den aufmerksam zuhörenden Moslems die Heilsgeschichte auf malaiisch.

Auch an die Party-Sitten der Engländer gewöhnte sie sich und machte sie auch für unsere Einladungen verbindlich. Dazu gehört die Gepflogenheit, daß sich die eingeladenen Damen vor dem Dinner zurückziehen, um sich zurechtzumachen. Die Herren benutzen die Abwesenheit der Damen, um sich die neuesten Witze und Skandalgeschichten zu er-

zählen. Bei unserer ersten Einladung zu einem englischen Ehepaar kannte meine Frau diese Sitte natürlich noch nicht und blieb als einzige Frau bei den Herren zurück. Der Gastgeber wurde unruhig und versuchte mit dezenten Hinweisen wie "Katarina, don't you want to powder your nose?" und dann direkter "don't you want to inspect my plumbing?"³ sie dazu zu bewegen, sich ebenfalls zurückzuziehen, zunächst ohne Erfolg. Aber bei der ersten Einladung zu uns lud sie die Damen mit den Worten "Ladies, do you want to powder my plumbing ..." zum Zurechtmachen ein. Die Engländer lachten herzlich über diese auffordernden Worte und adoptierten sie prompt.

Unsere Tochter Ursula wurde am 1. August 1965 im Maternity Ward von Dr. Morgan geboren. Mutter und Kind waren wohlauf, obwohl uns die Verhältnisse dort etwas ungewöhnlich vorkamen.

Dr. Morgan war Schotte und hatte drei Hobbys, nämlich Hunde, Orchideen und Babys, strikt in dieser Reihenfolge. Seine Praxis befand sich in einem alten malaiischen Holzhaus auf Pfählen, schräg gegenüber vom Government House. Fensterglas gab es nicht, und Vögel nisteten in den Schlafzimmern der werdenden oder der gewordenen Mütter. Die Beleuchtung, auch im Kreißsaal, bestand aus an ihren Kabeln hängenden 40 Watt-Birnen. Trennwände zwischen den Zimmern bildeten zumeist alte Schränke. Die ärztliche Betreuung und die Pflege der Mütter und Babys waren jedoch erstklassig, und meine Frau und unsere Tochter fühlten sich sehr wohl dort.

Epilog

Inzwischen sind seit meinem ersten Aufenthalt in Penang beinahe fünfzig Jahre vergangen. Die Stadt hat sich enorm verändert, und bei einem kürzlich erfolgten Besuch fand ich mich kaum mehr zurecht. Erfreulich ist, daß die Malaysian German Society Penang sich gut entwickelt hat. Sie zählt heute mehr als zweihundert Mitglieder aller Bevölkerungsgruppen und betreibt ein reges Kulturprogramm, das Konzerte, Ausstellungen, Sprachkurse, Filmabende und vieles mehr umfaßt. Die Deutsche Botschaft und das Goethe-Institut in Kuala Lumpur unterstützen nach wie vor viele ihrer Aktivitäten.

Die seinerzeit in meinem Haus definierten Ziele der MGSP gelten unverändert. Das meiner Ansicht

³ plumbing: Im Wortsinn (Wasser)-Installation (aus Bleirohren), hier als diskrete Umschreibung für Gästetoilette bzw. den Ort, wo die Damen sich fein machen, verwandt.

nach wichtigste Ziel, nämlich "The promotion of friendship, understanding and good relationships between the peoples of Malaysia and the Federal Republic of Germany", ist voll umgesetzt worden. Vielleicht haben die Existenz und die Aktivitäten der MGSP auch zur Ansiedlung vieler der heute in

Penang tätigen deutschen Firmen beigetragen. Mit prominenten Namen wie Robert Bosch, B. Braun, Infineon, Bayer, BASF, Osram, Schottglas und nach wie vor Behn, Meyer stellen sie heute einen nicht unerheblichen Wirtschaftsfaktor in Penang dar.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Ammon, Ulrich / Reinbothe, Roswitha / Zhu Jianhua (Hrsg.): Die deutsche Sprache in China. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven. München: Iudicium Verlag 2007, 353 S., ISBN 978-89129-877-0. – € 56,00.

Diese Darstellung erschien anlässlich der Hundertjahrfeier der Tongji-Universität, die im Mai dieses Jahres mit dem Symposium „Modernisierung der Germanistik in chinesisch-deutscher Perspektive“ in Shanghai begangen wurde. Am 26. Mai besuchte Bundespräsident Köhler die Tongji und enthüllte eine Büste des Universitätsgründers Dr. Erich Paulun.

Das vorliegende Buch soll – ebenso wie die beiden Schriften über die deutsche Sprache in Japan und Korea¹ – sowohl den Deutschlehrenden und -lernenden als auch den Germanisten zur Orientierung dienen. In Abschnitt A stellt Roswitha Reinbothe in fünf Abhandlungen ausführlich die Geschichte des Deutschlernens in China dar. Dann folgen die beachtenswerten Aufsätze „Die Geschichte der Tongji-Universität“ von Prof. Li Lezeng und „Die erste Fremdsprachenuniversität Peking (Beijing Foreign Studies University)“ von Wang Jianbin. In Abschnitt B wird ein breiter Überblick über die heutige Situation geboten, und Abschnitt C befaßt sich unter anderem mit den Chancen des Deutschen neben dem dominierenden Englischen im Zeitalter der Globalisierung.

Balser, Marie: Östliches und westliches Gelände. Unser Leben den Enkeln erzählt. Gießen: Longtai Verlag 2007, 215 S., ISBN 3-938946-07-5. – € 21,80.

Unter dem ansprechenden Motto der Autorin „Gemeinsam für etwas leben“ stellt Wan-Hsuan

Yao-Weyrauch, die Verlegerin (und neues Mitglied des StuDeO), eine Neuauflage der Lebensgeschichte „Ost- und westliches Gelände. Unser Leben in Ost und West den Enkeln erzählt“ (1958) vor. Sie wird bereichert durch ein Nachwort von Hans Henning Balser, durch den Balser'schen Stammbaum, ein Register sowie einen erweiterten Fototeil.

Mit ihrem Mann, Generalkonsul Karl August Balser, lebte Marie Balser von 1913 bis 1948 überwiegend in Ostasien, d.h. in China (mit den Stationen Tsingtau, Tsinanfu, Tientsin, Peking), in Wladiwostok, Harbin und ab 1938 in Kobe. Wie der Untertitel vermuten läßt, lassen die Erinnerungen an dem privaten Leben der Diplomatenfamilie teilnehmen. Unsere Leser werden viele der genannten Personen kennen oder wiederentdecken. Aufgeschlossen für fremde Kulturen und sprachgewandt, hat Marie Balser sich mit dieser spannenden Darstellung ein Denkmal gesetzt.

Die Verlegerin bietet bei einer Sammelbestellung StuDeO-Mitgliedern einen Nachlaß von 10% an. Bestellungen nimmt Renate Jährling bis Ende Oktober an.

Harich-Schneider, Eta: Musikalische Impressionen aus Japan 1941-1957, hrsg. von Ingrid Fritsch. München: Iudicium Verlag 2006, 122 S., ISBN 978-89129-754-4. – € 12,80.

Die Grande Dame des Cembalospiele und Autorin wissenschaftlicher Pionierarbeiten zur japanischen Musiktradition (verstorben 1986) berichtet über ihre ersten Konzertreisen in Japan, ihre musikalischen Eindrücke und ihre Unterrichtstätigkeit am Kaiserhof. Über den Rahmen der Musik hinaus vermitteln ihre Schilderungen ein gutes Stück gelebter Zeitgeschichte.

Die unterhaltsam geschriebenen aufschlußreichen Miniaturen werden durch eine Einführung und durch Kommentare der Herausgeberin ergänzt, in denen auf Eta Harich-Schneiders Tagebücher und

¹ Die deutsche Sprache in Japan. Verwendung und Studium (1994, hrsg. von Ulrich Ammon); Die deutsche Sprache in Korea. Geschichte und Gegenwart (2003, hrsg. von Ulrich Ammon und Si-Ho Chong). Beide Bücher sind ebenfalls im Iudicium Verlag erschienen.

Briefwechsel sowie ihre Konzertprogramme Bezug genommen wird.

Hochstadt, Steve: Shanghai Geschichten. Die jüdische Flucht nach China. Berlin: Verlag Hentrich & Hentrich 2007, 259 S., ISBN 978-3-938485-50-7. – € 24,00.

Der amerikanische Historiker Steve Hochstadt – seine Großeltern flüchteten 1939 aus Wien und lebten zehn Jahre in Shanghai – hat ehemalige Shanghai-Flüchtlinge und deren Söhne und Töchter zum Sicherinnern und Sprechen gebracht. Aus mehr als einhundert Interviews hat er zwölf Berichte ausgewählt, die er authentisch und ohne redaktionelle Eingriffe wiedergibt. Mit unverwechselbar charakteristischen Stimmen berichten die ehemaligen Flüchtlinge über die beispiellose deutsch-jüdische Exilgeschichte im kosmopolitischen Shanghai der 30er und 40er Jahre.

Kiesow, Elsie Margaret: A Life in four countries. Norderstedt: Books on Demand 2005, 553 S., ISBN 3-8334-3560-7. – € 30,00.

Die gebürtige Engländerin Elsie Margaret Kiesow geb. Eldridge (1920-2006) verbrachte ihr ereignisreiches Leben in den vier Ländern England, China (1948-1953), Ägypten (1966-1973) und Deutschland (1954-1966 und ab 1973). Nach dem Studium der Pharmazie und der Chemie suchte sie ein gottgefälliges Arbeitsgebiet und kam durch ihre Bekanntschaft mit chinesischen Studenten auf den Gedanken, daß dies mit der Vermittlung der pharmazeutischen Chemie in China zu erreichen sein könnte.

Zur Presbyterianischen Kirche von England gehörte eine Missionsgesellschaft, die Missionare, Me-

diziner und Lehrer nach Südchina sandte. Die Wissenschaftlerin wurde angenommen, und nach einer speziellen Unterweisung erreichte sie im November 1948 ihre erste Station, die von Briten und Amerikanern betriebene Tempel-Universität, gelegen in dem buddhistischen Kloster Yün Hsi Ssu (Untergehende Wolke) bei Hangzhou. Sie lehrte zunächst Technisches Englisch und nahm selbst Unterricht in Mandarin-Chinesisch. Am 2. Mai 1949 erlebte sie die „Befreiung“, d.h. die offiziell so bezeichnete kommunistische Übernahme. Als die Universität schließen mußte, arbeitete sie in einem Hospital in Hangzhou, bis das ganze Gebiet südlich von Shanghai „befreit“ war und die kommunistische Republik am 1. Oktober proklamiert wurde.

Die folgenden Jahre fand sie interessante Aufgaben in der Pharmazeutischen Abteilung der Cheloo (chinesisch: Qilu) Universität in Tsinan, Provinz Shandong. Hier lernte sie ihren späteren Mann Emil Kiesow, dessen Vater (verst. 1946) für I.G. Farben nach China gekommen war, und Nai-nai, seine chinesische Mutter, kennen. Mit dem Ausbruch des Korea-Krieges 1950 begannen die Kampagnen gegen den „amerikanischen Imperialismus“, die schließlich zur Zerschlagung der Cheloo Universität führten. „Peggy“ Kiesow konnte ihre Lehrtätigkeit aber am Shantung Medical College fortsetzen. Im September 1953 verließen die Kiesows China für immer, zusammen mit Nai-nai und Uli Kiesow, einem Bruder von Emil, von Tientsin aus auf dem dänischen Dampfer „Heinrich Jessen“, der sie in Hongkong absetzte. Mit der norwegischen „Braethens Air Lines“ erreichten sie schließlich Deutschland.

Vermischtes

Leserbrief

Ich fand das April-Heft wieder sehr interessant und amüsierte mich besonders über Bruder Kephass Spees kurzen Beitrag aus seinen „Erinnerungen“ über die Repatriierung mit der „Marine Robin“ – ich war nämlich einer der freiwilligen Helfer, die nach Tangku mitkamen. Als es zum Laden der Tausenden von Koffern usw. vom LST auf die „Marine Robin“ kam, wurde ich mit der ersten Ladung von Koffern in einem großen Netz vom Hebebaum in die Tiefe des Laderaums transportiert, und dort unten schuftete ich dann die nächsten

Stunden bis nach Mitternacht, bis alles aufgestapelt war. Ich werde das nie vergessen! Nun erfahre ich – 60 Jahre später –, daß es für die Helfer im Speisesaal eine Pause für Speis und Trank gab!!! Da unten in der Tiefe des Laderaums konnte man die Trillerpfeife des Sergeanten nicht hören! Unvergeßlich war auch unsere Rückkehr mit dem LST nach Tangku – noch heute sehe ich unsere Freunde vom Deck der „Marine Robin“ uns ein „Auf Wiedersehen“ zuwinken.

Jörn Anner, East Warburton/Australien

Noch einmal zur Repatriierung mit der „Marine Robin“

Zu Bruder Kephass' Darstellung seines „Einsatzes“ erreichten uns verschiedene Bemerkungen und Anfragen, u.a. bezüglich der Rolle der chinesischen Polizei einerseits und der der US-Marines andererseits bei der Repatriierung der Deutschen aus Peking. Renate Jährlings Auszüge aus den Erinnerungen des Korrespondenten Karl Heinz Abshagen (Im Lande Arimasen, Stuttgart 1948, 7. Kapitel „Heimkehr“; Auszüge aus den Seiten 350-356), der auf Wunsch der chinesischen Behörden und der Pekingdeutschen auf deutscher Seite die Führung des Transports übernommen hatte, mögen zur Klärung beitragen:

Im Mai 1946 nahmen die Repatriierungsgerüchte konkrete Gestalt an. Das Ausländeramt der Polizeidirektion, mit dem ich als Schriftführer der Deutschen Vereinigung [Nachfolgeorganisation der von 1935 bis Kriegsende bestehenden „Pekinger Deutschen Gemeinde“] in regelmäßigem freundschaftlichem Kontakt stand, gab mir die Einzelheiten bekannt. Nach den Befehlen aus Nanking sollte eine Anzahl namentlich bestimmter Deutschen mit Familien im Laufe des Juni in die Heimat gebracht und bis zur Abfahrt an einem Ort konzentriert werden. Dank der Liebenswürdigkeit der maßgebenden Herren der Polizei war es möglich, diese Konzentrierung bis nur zwölf Tage vor der tatsächlichen Abfahrt hinauszuschieben. [...]

Leider war die Menge des Gepäcks für uns Pekinger, die den Weg zur Küste mit der Eisenbahn zurücklegen mußten, sehr niedrig festgesetzt. Erst im letzten Augenblick wurde sie von 50 kg je Person auf 250 englische Pfund, gleich etwa 112 kg heraufgesetzt, aber immer mit der Maßgabe, daß wir das Gepäck beim Übergang vom Zuge auf das Schiff selber zu tragen haben würden. Außerdem kam diese Erhöhung des zulässigen Gepäcks so kurz vor der Abreise – das heißt zu einem Zeitpunkt, da die meisten unter uns über ihre verbleibenden Besitztümer bereits anderweitig verfügt hatten –, daß nur wenige das nunmehr erlaubte Gewicht voll ausnützen konnten. Bis zum Tage des

Abtransports waren wir überdies nicht sicher, ob wir den gleichen „Kontrollen“ durch chinesisches Militär auf dem Wege zur Küste ausgesetzt sein würden wie die Japaner und Koreaner. Die lebenswürdigen Herren der chinesischen Polizei, die sich nach Kräften bemühten, unsere Abreise in würdigen und angenehmen Formen durchzuführen, sagten uns ganz offen, daß ihre Machtmittel gegenüber den militärischen Befehlshabern an der Eisenbahnstrecke nicht ausreichen würden. Der über das Internationale Rote Kreuz erbetene Schutz durch die amerikanischen Besatzungstruppen wurde erst einen Tag vor der Abreise durch einen Befehl des Generals Wedemeyer gewährt. *[Die Amerikaner übernahmen daraufhin ab der Sammelstelle, die sich auf dem deutschen Gelände der Deutschen Schule befand, die Verantwortung für den Transport.] [...]*

Bei der Ankunft in Tangku [am 22. Juni 1946] stellte sich allerdings heraus [...], daß man uns mehr als rechtzeitig herangeschafft [hatte]. Noch schwamm die „Marine Robin“ irgendwo auf hoher See. [...] Es hieß also für die Nacht Quartier beziehen. Dafür war ein Barackenlager außerhalb der Stadt vorgesehen. Riesige „Ducks“ – amphibische Lastkraftwagen der amerikanischen Armee – warteten vor dem Bahnhof, um uns und unser Gepäck dorthin zu bringen. [...] Noch am nächsten Morgen, es war der Sonntag [23. Juni], war nichts Bestimmtes über die Ankunft der „Marine Robin“ zu erfahren. Gegen Mittag erschien eine lange Lastkraftwagenkolonne mit den Heimkehrern aus Tientsin [...] und deren Gepäck. Gleichzeitig hieß es, daß die Einschiffung wahrscheinlich erst am Montag vor sich gehen könne. [...] Die Tientsiner hatten gerade begonnen, ihr Gepäck von den Lastkraftwagen abzuladen, als der Adjutant des amerikanischen Platzkommandanten erschien mit der Nachricht, daß die „Marine Robin“ auf der Außenreede angekommen sei und die Einschiffung sofort beginnen solle. Also wieder raus aus den Kartoffeln!

Elke Meller, die neue Schatzmeisterin, stellt sich vor

1936 wurde ich in Tübingen geboren. Durch Kriegswirren, Vertreibung und frühen Tod meiner Mutter wuchs ich an verschiedenen Orten der Bundesrepublik auf. Erst 1963 bin ich richtig seßhaft geworden, und zwar in Leonberg.

Hier heiratete ich in zweiter Ehe Adolf Meller. Mein inzwischen verstorbener Ehemann ist in

Shanghai geboren und aufgewachsen. In seinem Ruhestand widmete er sich intensiv dem Land seiner Herkunft und der Durchforstung der Tagebücher seines Vaters, der lange Jahre in japanischer Kriegsgefangenschaft verbrachte. Vieles von dem, was er geschrieben bzw. veröffentlicht hat, fand in den Info-Heften des StuDeO Beachtung.

Von seiner Kindheit und Jugend in Shanghai sowie von der Teilnahme als Freiwilliger am Zweiten Weltkrieg mit anschließender Gefangenschaft in der Sowjetunion berichtet er in seinem Buch „Vom Gelben Drachen zum Schwarzen Adler“.

Nach seinem Tod im Jahre 2003 überließen sein Sohn Martin und ich die meisten seiner Bücher, Manuskripte und sonstige Originale dem StuDeO. Dadurch lernte ich Renate Jährling und

... näher kennen. Die enorme Weite dessen, was das StuDeO sich an Aufgaben stellt, faszinierte mich. Deshalb übernahm ich gewissermaßen die Mitgliedschaft meines Mannes.

Zunächst war ich als Kassenprüferin tätig, und weil mich Zahlen so fesseln und Carl Friedrich, mein Vorgänger, sich mehr seiner Familie widmen möchte, stellte ich mich für das Amt der Schatzmeisterin zur Wahl.

Meine Leidenschaft gilt dem Wasser. So war ich in den letzten zwölf Jahren meines Berufslebens

kaufmännische Abteilungsleiterin des Städtischen Wasserwerks in Leonberg.

Mir ist es ein Bedürfnis, bei meinen Mitbürgern Liebe zum Wasser und Verständnis für dieses Element zu wecken und ihnen die Bedeutung des Wassers bewußt zu machen. Deshalb halte ich im Großraum Leonberg/Stuttgart neben vielen anderen „Wasserengagements“ des öfteren einen Vortrag, der immer gut ankommt; er heißt: „Wasser – Elixier des Lebens“.

Jetzt habe ich noch ein Anliegen: Bitte erleichtern Sie mir den Einstieg als Schatzmeisterin und überweisen rückständige Mitgliedsbeiträge. Ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar.



Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Wir freuen uns, in unseren Reihen als neue Mitglieder das Ehepaar Dr. Wan-Hsuan Yao-Weyrauch (geb. auf Taiwan; Wuhan 1989-1990) und Dr. Thomas Weyrauch (Wuhan 1989-1990) begrüßen zu können.

◆ Bedeutung, Nutzung und Sicherung des Archivs

StuDeO besitzt und beschafft im Rahmen seines Vereinszweckes, nämlich der „Förderung von Wissenschaft und Forschung“ (vgl. derzeit geltende Satzung, § 2, Ziff. 1), Überlieferungen und Zeitdokumente zum deutschen Leben in Ostasien, gegliedert nach Büchern, Manuskripten, Fotos/Bildern und Landkarten. Viele Mitglieder haben die Bedeutung des Vereinszweckes erkannt und dem StuDeO Zeitzeugnisse, darunter auch besonders kostbare, anvertraut.

Das StuDeO ist zur „Pflege und Erhaltung der unersetzlichen schriftlichen, mündlichen und materiellen Überlieferungen [...] zum Zwecke der Forschung und wissenschaftlichen Bearbeitung und für Präsentationen“ verpflichtet (§ 2, Ziff. 1c). Um dieser Verantwortung zu entsprechen, wurden und werden von der Manuskript-Sammlung („Original-Sammlung“ genannt) für die Benutzung im StuDeO-Archiv Kopien („Kopien-Sammlung“ genannt) erstellt. Mit heutiger Technik gelingt es, die Originale in gleichwertiger Qualität zu reproduzie-

ren. Es sei bemerkt, daß von den bislang 1.700 katalogisierten Manuskripten nur etwa ein Drittel im Original vorliegt, während die übrigen dem StuDeO in Form von Kopien übergeben wurden.

Der Vorstand strebt an, die „Original Sammlung“ dauerhaft zu sichern. Die geltende Satzung regelt die Abgabe der Archiv-Materialien nur bei Auflösung des Vereins (§ 7 Ziff. 4). Danach fallen dann „die Materialien des Archivs an das Bundesarchiv oder an das Staatsarchiv eines Bundeslandes oder an eine Staatsbibliothek [...]“.

Die „Original-Sammlung“ sollte aber sicherer verwahrt werden, als das bisher möglich ist, und das aus konservatorischen Gründen möglichst bald. Dabei ist selbstverständlich dafür Sorge zu tragen, daß die Sammlung zugänglich bleibt. Für die sachgemäße Verwahrung eignet sich besonders die Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München, u.a. weil sich dort bereits die vergleichbare Tsingtau-Sammlung des Chinadeutschen Hermann Neukamp befindet. Die jederzeitige und kostenlose Nutzung von Originaldokumenten, etwa für die Präsentation in Ausstellungen, die das StuDeO veranstaltet oder an denen es mitwirkt, wäre dann, wie alles Übrige, mit der Bayerischen Staatsbibliothek vertraglich zu regeln. Die angedachte baldige Übergabe der „Original-Sammlung“ würde nicht nur die Sicherheit der wertvollen Materialien garantieren, sondern auch die Nutzungsmöglichkeiten praktisch verdoppeln,

weil ja die „Kopien-Sammlung“ – auch hier zur Erfüllung seiner satzungsgemäßen Aufgaben – in der Obhut des StuDeO bleibt und so außenstehenden Archivbenutzern und natürlich auch dem StuDeO selbst für seine eigenen Zwecke, z.B. für Veröffentlichungen in den Infoheften, zur Verfügung steht.

◆ **Wechsel im Schatzmeisteramt**

Carl Friedrich, der das verantwortungsvolle Amt des Schatzmeisters zwölf Jahre, von 1995 an, innehatte und es zu allseitiger Zufriedenheit geführt hat, stellte sich aus Altersgründen anlässlich der Mitgliederversammlung am 23. Juni 2007 nicht mehr der Wiederwahl. Im Namen des Vorstands und der Mitglieder dankte ihm der Vorsitzende für sein unermüdliches Wirken und die gewissenhafte

Ausübung seines Amtes. Anschließend gab er bekannt, daß Elke Meller sich dankenswerterweise bereit erklärt habe, für das Schatzmeisteramt zu kandidieren. Sie wurde, wie übrigens der gesamte Vorstand en bloc für die neue Periode in ihren Ämtern bestätigt wurde, (mit) gewählt (siehe auch S. 36f).

◆ **Gedenken an Hilmar Haenisch**

Mit Bestürzung mußte das StuDeO zur Kenntnis nehmen, daß Hilmar Haenisch, der das Verbindungsbüro für Nordamerika drei Jahre lang gewissenhaft und mitdenkend geführt hat, am 21. Mai 2007 im Alter von 78 Jahren gestorben ist. Im Herbst 2005 hatte er aus Gesundheitsgründen bedauerlicherweise bereits um Ablösung bitten müssen.

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Georg-Ludwig Heise: Zur Geschichte des westeuropäischen Handels mit China bis zum Opiumkrieg, 1. Teil	3
Wilhelm Matzat: Zu Fritz Sommers Lebenserinnerungen	5
Hans-Joachim Schmidt: Das japanische Kriegsgefangenenlager Bando 1917 bis 1920 und seine Spiegelung in dem Spielfilm „Ode an die Freude“	7
Ruth Eckhardt: Zur Frühlingszeit und Sommerfrische in Karuizawa. Aus zwei „Erzählbriefen“, verfaßt im Juni und September 1937	9
*** : Radio-Freuden und -Sorgen in China in den Jahren 1936 bis 1946.	
Auszüge aus Briefen an die Eltern in Hamburg, 1. Teil	12
Gerd Wallenstein, Radiofachmann und Kunstsammler, im chinesischen Exil 1939 bis 1947. Aus Zeugnissen nachgezeichnet von Renate Jährling	15
Friedrich (Fritz) Flakowski: Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947, 1. Teil	19
Elinor Hoffmann: Von Chang-Chun nach Shanghai. Ausweisung aus China im August 1947	22
Günther Huwer: Als Arzt in Korea zwischen 1954 und 1959, 2. Teil	26
Peter Hütz: Behn, Meyer & Co., Penang 1960 bis 1965	30
Renate Jährling: Buchempfehlungen	34
Vermischtes: Leserbrief – Noch einmal zur Repatriierung mit der „Marine Robin“ – Elke Meller, die neue Schatzmeisterin, stellt sich vor	35
Vereinsnachrichten	37

(***) **Hinweis:** der Klurname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Runde HAMBURG

Als nächsten Termin bitte vormerken:

Sonnabend, 3. November 2007

12.00 Uhr mittags

im Chinarestaurant „NI HAO“
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29
Hamburg

Anmeldung bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

StuDeO-Runde MÜNCHEN

Nächster Termin:

Samstag, 10. November 2007

um 12 Uhr im

China Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling _____
Renate Jährling ***

Aus dem Gästebuch des Wolfgang Müller Hauses

Es war ganz wunderbar in Kreuth,
wir haben's keinen Tag bereut,
und erzählen dies hocheifrig
auch allen andren Leut.

Drum wiederholen wir erneut:
es war zu schön im lieben Kreuth.

Wilhelm Matzat

Und dazu etwas Prosa von mir:

Dieses traumhaft schön gelegene, nostalgische,
mit Erinnerungen angefüllte Haus ruft Wohlge-

fühl und Dankbarkeit hervor – Dank dem
großherzigen Stifter und seinen beiden treu-
en Hüterinnen dieses Schatzes!

Gern kämen wir einmal wieder ...

Karla Matzat

Wunderbar aufgetankt in der einzigartigen
Atmosphäre dieses Hauses!

Mit großem Dank

U. Fassnacht und S. Wilm-Möstl

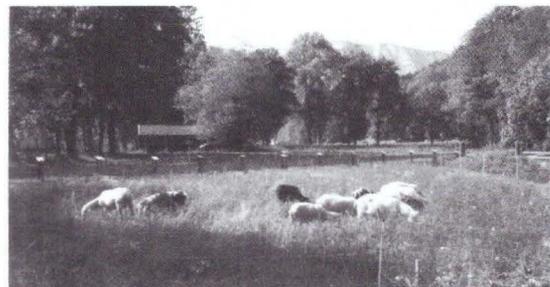
Besuchen Sie das Wolfgang Müller Haus in Kreuth

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde
Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herr-
licher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen
befindet sich ringsum, und für Sportlichere bie-
ten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche
Anreize.

In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten
entfernt, befinden sich der Tegernsee und jen-
seits der Grenze der Achensee. Bücher und Spie-
le bieten willkommene Möglichkeiten zur Muße.
Wenn Sie im Archiv recherchieren, genießen Sie
zugleich ein paar ruhige Tage.

Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an
Renate Jährling oder *** (siehe S. 2).



(***) Hinweis: der Klarname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe